

Mensch, Ella
Jean Jacques Rousseau



Rousseau

JEAN JACQUES ROUSSEAU
DER PHILOSOPH DES NATURRECHTS

Jean Jacques Rousseau
der Philosoph des Naturrechts

Von

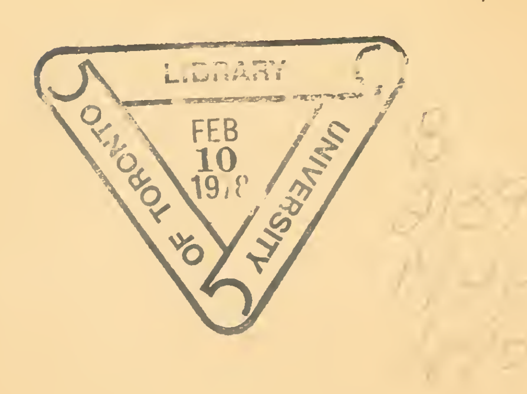
DR. E. MENSCH

MOTTO: „Unser wahres Studium ist das der menschlichen Natur."
ROUSSEAU (EMILE I)

3. Auflage.



Berlin und Leipzig
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger



Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

I.

Wie kam Rousseau zu seinem Weltpublikum?

Mit keinem allzu großen „literarischen Gepäck“ ist Jean Jacques Rousseau in die Hallen des Nachruhms eingezogen, aber die meisten seiner Schriften haben in ihren Kerngedanken ihn und sein Jahrhundert überdauert.

Vom „Emile“, dem großen Erziehungsroman wird man sprechen, solange die Fragen der Kindererziehung, der Jugendbildung, der Annäherung der Geschlechter aneinander denkende Köpfe und fühlende Herzen beschäftigt. Auch die „Neue Héloïse“, dieser leidenschaftliche Briefwechsel zweier Liebenden, der von der Erde zu den Sternen steigt und umgekehrt, nach den höchsten Ekstasen sich wieder zur Welt der Wirklichkeit zurückfindet, kann und muß, wenn formell auch überholt, durch seinen stellenweise packenden Inhalt noch heute auf empfängliche Gemüter Wirkung ausüben. Rousseaus Auseinandersetzung mit den Übeln und Gebrechen der Zivilisation wird, trotz aller Übertreibungen und vielleicht gerade deshalb, immer dann zitiert und herangezogen werden, wo Kulturlügen und Entartungssymptome dem gesunden Wachstum der Menschheit den Raum versperren. Und endlich: auf seinen „Gesellschaftsvertrag“ muß man sich besinnen als auf einen der ersten Versuche, der gemacht worden

ist, mit Ernst, wenn auch ohne die entsprechende Tiefe, die Grund- und Umrißlinien zum Gebäude des modernen Rechtsstaates zu ziehen, der an die Stelle des alten Privilegienstaates zu treten hat.

Es hat unter Rousseaus Zeitgenossen schärfere Denker und leuchtendere Schriftsteller gegeben. Unser deutscher Lessing z. B. überragt ihn als Philosoph, Dichter und Mensch unendlich — und dennoch haben Rousseaus Gedanken weitere Kreise gezogen, sind mehr in die breite Masse gedrungen, haben sich sozusagen ein internationales Publikum geschaffen.

Woran liegt das? An zweierlei. Einmal war die französische Sprache als Ausdrucksmittel neuer Gedanken ein ungleich bequemeres und gefügigeres Vehikel als die schwerfällige deutsche, die Klopstock, Wieland und Lessing erst aus der Verrohung und dem Verfall, in den das Elend des Dreißigjährigen Krieges sie gestoßen, herausarbeiten mußten. Es hat recht lange gedauert, bis die deutsche Literatur sich ihren Platz auf dem Weltmarkt sichern konnte. Französisch war nicht nur die Sprache der Hofkreise, es war auch die tonangebende Weltsprache. Ein anmutiges, aber im Grunde doch kein epochales Erzeugnis wie Saint Pierres Idyll „Paul und Virginie“ machte die Runde durch die Welt. Ungleich feiner und tiefer angelegte Produkte des deutschen Geistes blieben auf die engere Heimat beschränkt. Und sodann arbeitet der deutsche Denker — wir haben hier wieder Lessing vor Augen — mit einem ganz anderen Apparat. Das Faustsche Studierzimmer verleugnet weder Lessing, noch Humboldt, noch Nietzsche.

Jean Jacques Rousseau aber fühlt sich durch keinen wissenschaftlichen Ballast beengt. Er ist Autodidakt.

Das ist seine Schranke, aber andrerseits auch sein Glück — er ist um sein Publikum nicht verlegen. Er spricht zu einer Menge, die gleich ihm ungemein wissensdurstig, aber noch weniger ihren Geist in systematische Schulung begeben hat als er selbst. Deswegen ist Rousseau kein glatter Causeur, kein oberflächlicher Journalist, der heute diesen, morgen jenen Stoff aufgreift, sobald er in ihm nur etwas „Aktuelles“ wittert. Nein, im Gegenteil.

Er hat auch nicht die kleinste Abhandlung geschrieben, zu der ihn nicht die innere Nötigung, ein tieferes Herzensbedürfnis zwang.

Alle seine Werke sind Bekenntnisse. Die Persönlichkeit ist es, die wir aus jedem Buch herausfühlen. Darin ruht bis heute der geheimnisvolle Reiz der Rousseauschen Schriften, der nichts dadurch verliert, daß wir es teilweise mit einem psychophysisch krankhaft erregten Organismus zu tun haben.

Jean Jacques ist ein Philosoph, der mit einem kranken Körper, einem verbogenen Gemüt, das ihn, obwohl er Gesellschaft sucht, doch immer in die Einsamkeit treibt, dennoch immer wieder das Leben preist.

„Es ist schon ein Glück, sich als Lebender zu fühlen.“

In diesem Zuge erinnert Nietzsche an ihn, der vielleicht mehr als man denkt als Synthese von Voltaire und Rousseau von uns zu verarbeiten wäre.

Rousseaus Persönlichkeit, die hinter jeder seiner Schriften hervorlugt und uns zuruft: „so habe ich's erlebt, so darf ich's anschauen“, ist aber nicht so geartet, so harmonisch gebildet, daß sie ihn zu den großen, vorbildlichen Erziehern des Menschengeschlechts stempelt, die gerade durch die Wucht ihrer Persönlichkeit

ihrem Werke zum Siege verhalfen. Mochte vielleicht das Werk selbst auch teilweise dem Wandel der Zeiten erliegen — die Persönlichkeit als solche war es, die sich ihre Bedeutung auf weite Zeitstrecken hinaus sicherte.

Anders bei Jean Jacques. Er ist keine ideale Persönlichkeit. Wir müssen sogar sein persönliches Leben, dessen Jugendgeschichte er uns in den „Bekenntnissen“ vielleicht mit einer größeren Offenheit, einem zynischeren Freimut als nötig war, enthüllt hat — wir müssen gewisse Lebensstationen besser vergessen, wenn wir ihn, was er doch ist, als Kulturträger würdigen wollen.

Ein Kulturträger ist er aus dem Grunde, weil er seine Zeit so anschaute, wie sie ein Redlicher einzig anschauen konnte, weil er vor ihren Krankheitsprozessen nicht die Augen verschloß, und sodann, weil er auf Mittel sann, auf Mittel und Wege, das Glück und die Gesundheit der Menschen zu fördern und sie den schädlichen Einflüssen zu entziehen.

Aus dem Kampf gegen die Unnatur seiner Zeit entwickelt sich bei Rousseau das Bewußtsein eines neuen Weltzustandes. Durch dieses Bewußtsein kommt in seine Arbeit ein positiver Zug, welcher den Aufklärungsphilosophen und Freidenkern abgeht, die an der schonungslosen Kritik und Zerstörung des Alten ihre Befriedigung finden.

Der Zwiespalt zwischen Kultur und Natur oder, was schließlich dasselbe ist: zwischen Ideal und Wirklichkeit, den alle feiner organisierten Menschen fühlen, hat Rousseau sein ganzes Leben bewegt, hat seine Kräfte verzehrt und ihn auch immer wieder von neuem angetrieben, seine eigenen Erfahrungen, seine Irrtümer

und Errungenschaften in breite Volksschichten zu tragen.

Wenn Rousseau später einmal erklärte, daß er den Gegensatz zwischen der menschlichen Natur und der bestehenden Kultur gleich von seiner ersten Jugend an, mehr indirekt gefühlt als in klarem Begriff erkannt habe — so dürfen wir ihm im Hinblick auf das Disharmonische in seinen Kindheitseindrücken, das er nie ganz verwunden hat, vollen Glauben schenken.

Jean Jacques ist der Sohn eines Genfer Uhrmachers. Als er am 28. Juni 1712 zur Welt kommt, stirbt seine Mutter. Knaben von der Temperamentsbeschaffenheit Rousseaus können der mütterlichen Pflege und Leitung nur zu ihrem großen physischen und moralischen Schaden entbehren. Unter der Obhut des Vaters, den ein Ehrenhandel zur Auswanderung zwingt und der bereits dem Siebenjährigen Romane in die Hand gibt, bleibt er bis zum achten Lebensjahre. Mit zehn Jahren bringt man ihn in Pension in Bossey zu einem Pfarrer Lamborcier, der ihm die Anfangsgründe der Religion beibringt. Die dreißigjährige Tochter des Pfarrers schreitet bei dem kleinen Jean Jacques öfters zu körperlichen Züchtigungen, und Rousseau erzählt in seinen „Konfessionen“, wie unter diesen zuerst seine sexuellen Gefühle wach geworden seien, ein Fingerzeig, wie vorsichtig Eltern und Erzieher bei Anwendung von Prügelstrafe, falls diese nicht besser ganz wegbleibt, zu verfahren haben.

Die groben Ausschreitungen, die heimlichen Laster, deren Rousseau sich anklagt, sind auf schwere Vernachlässigung in der Kindheit zurückzuführen, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er in seinem „Emile“ eifrig auf Mittel sinnt, durch welche ein zu vorzeitiges Er-

wachen des Geschlechtstriebes beim Jüngling verhindert werden kann. Als Rousseau von Bossey zurückgeholt wird, bleibt er wieder zwei bis drei Jahre in Genf bei seinem Onkel Bernard und besucht von da aus zuweilen seinen Vater in Nyon. Man bringt ihn zu einem Advokaten in Stellung, dann kommt er in die Lehre zu einem Kupferstecher, der ihn mißhandelt, und als er eines Abends nach einem aufs Land unternommenen Spaziergang das Stadttor geschlossen findet, verzichtet er leichten Herzens auf die Schelte seines Lehrherrn, die ihn sicher am nächsten Morgen erreicht hätte, und verläßt Genf, um draußen in der Welt sein Glück zu suchen.

Hier beginnt nun das lange Vagabundenleben, das viele Stationen aufweist, von denen mehrere ganz dazu angetan waren, den jungen Menschen rettungslos dem Sumpf und dem sittlichen Verfall zu überliefern. In dem schwächlichen Körper Rousseaus muß doch eine starke, unverwüstliche Lebenskraft gesteckt haben, die ihn immer wieder nach oben riß und ihn alle Phasen und Krisen seines Zigeunertums glücklich, wenn auch nicht ungeschädigt, überdauern ließ.

Ein katholischer Pfarrer, dem er sich zunächst vorstellt, gibt ihm eine Empfehlung an eine sehr reiche und wohltätige Dame, Madame de Warens in Annecy, die sich seiner auch annimmt und ihn zunächst zum Übertritt zum Katholizismus zu bestimmen weiß.

Mit Madame de Warens tritt nun der Einfluß der Frau deutlich in Rousseaus Leben. Seine Gönnerin hat sich eine schwärmerische Gefühlsreligion zu ihrem Privatgebrauch zurecht gemacht. Mit mystisch-poetischen Stimmungen konnte sie die Bewunderung für Pierre Bayle sehr gut vereinigen, für jenen Schrift-

steller, von welchem Voltaire einmal mit Recht bemerkt hat: „Bayle greift mit keiner Zeile das Christentum offen an, aber er schreibt auch keine Zeile, die nicht danach angetan ist, Zweifel zu erwecken."

In einem Turiner Kloster vollzieht sich Rousseaus Bekehrung. Aber, da ihm die gemachten Versprechungen nicht erfüllt werden, entwischt er, sucht seinen Lebensunterhalt in Turin zu verdienen, bringt einige Wochen bei der hübschen Verkäuferin Madame Bazile zu und tritt dann als Lakai in die Dienste der Gräfin Vercellis, wo er wegen eines kleinen Diebstahls entlassen wird. Nachdem er fünf bis sechs Wochen ein wenig erbauliches Bummelleben geführt, findet er wiederum einen Platz als Lakai bei einem Grafen Gouvon. Der Sohn des Grafen, ein Abbé, interessiert sich für ihn, lehrt ihm Italienisch; man beschäftigt sich mit seiner Zukunft. Rousseaus leicht entzündliche Phantasie läßt ihn sich in eine der Töchter des Hauses verlieben. In seiner Erinnerung spiegelt sich diese Episode folgendermaßen wider: „Mademoiselle de Breil war eine junge Person etwa in meinem Alter, gut gewachsen, ziemlich groß, sehr weiß, mit ganz schwarzen Augen, und obgleich brünett, zeigte ihr Antlitz doch die milde Weichheit der Blondinen, welcher mein Herz niemals hat widerstehen können. Bei Tische war ich auf jede Gelegenheit bedacht, mich zur Geltung zu bringen. Wenn ihr Bedienter einen Augenblick ihren Stuhl verließ, sah man mich sofort diesen Platz einnehmen, oder ich suchte mich ihr gegenüber zu postieren. In ihren Augen forschte ich, was sie etwa wünschen könnte. Ich erspähete den Augenblick, wo ich ihren Teller wechseln konnte. Was hatte ich nicht angestellt, damit sie geruhte, mir etwas aufzutragen, mich zu beachten,

mir ein Wort zu gönnen! Nichts von alledem. Ich hatte das tödliche Gefühl, Null für sie zu sein. Sie bemerkte nicht einmal, daß ich da war.“

Einmal jedoch gelingt es ihm, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und zwar unter den schmeichelhaftesten Nebenumständen. „Dieser Augenblick war kurz, aber entzückend, in jeder Hinsicht.“

„Mademoiselle de Breil bat mich, indem sie ihre Augen auf mich heftete, ihr zu trinken zu bringen, mit einem ebenso schüchternen wie leutseligen Tonfall. Man kann sich denken, daß ich sie nicht warten ließ. Aber, indem ich mich ihr näherte, befiel mich ein solches Zittern, daß ich, da ich das Glas zu hoch gefüllt hatte, einen Teil des Wassers über den Teller und über sie selbst goß. Ihr Bruder fragte mich unbesonnenerweise, weshalb ich so stark zitterte. Diese Frage trug nicht dazu bei, mich zu beruhigen, und Mademoiselle de Breil errötete bis an die Stirne.“

Aber ohne Zweifel hatte die Mutter etwas gemerkt; sie gab der Kleinen Verhaltungsmaßregeln, und Jean Jacques hielt sich fortan umsonst, so oft er konnte, in dem Vorzimmer von Madame auf; seitens der Tochter wurde ihm nicht mehr ein einziges Zeichen von Aufmerksamkeit zuteil, dagegen fragte ihn Madame zweimal in sehr trockenem Tone, ob er denn nichts zu tun hätte. „Ich mußte also auf dies mir teure Vorgemach verzichten,“ schreibt Rousseau und fügt hinzu: „Hier endet der Roman.“

Aber es ist sicher, daß seine Phantasie ihn in der „Neuen Héloïse“ weiter zu spinnen versucht hat. Lange hielt es Rousseau im Hause des Grafen Gouvon nicht aus. Der Wandertrieb erfaßte ihn. Er nimmt sein Zigeunertum wieder auf, das ihn endlich auch zu Ma-

dame Warens in Annecy zurückführt. Diese Dame hatte sich in betreff der jungen Leute, deren sie sich annahm und die sie auf ihren Gütern anstellte, eine eigenartige Methode zurechtgelegt: Aus der mütterlichen Freundin wurde sehr bald die Geliebte. Auch Rousseau bekam diese Wandlung zu kosten. Sie ist seiner seelischen Entwicklung nicht vorteilhaft gewesen. Es war das Unheil, das Verhängnis seines Lebens, daß er die Liebe nie in ihrem harmonischen Zusammensein von Seele und Sinnen genießen konnte. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er seine Triebe verzettelte, bevor die große, allmächtige Leidenschaft in sein Leben treten konnte. Seinen Liebeleien und Verhältnissen mangelt überdies der Zauber der Poesie, der über Goethes erotischen Jugendbeziehungen waltet.

Acht Jahre dauert das Verhältnis zwischen ihm und Madame de Warens. Die Brutwärme, in welche es ihn einlullt, tut seinem elementaren Leben wohl, aber von Anfang an empfindet er es als eine Art Unnatur, weil seine Sohnesgefühle stärker sind als die des Liebhabers.

Daß Frau von Warens, trotz ihres freien erotischen Lebens, keine gewöhnliche Frau gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß Rousseau ihr eine aufrichtige Anhänglichkeit zeitlebens bewahrte und sich sofort ihrem Dienste widmen wollte, als ihre verkehrten Spekulationen eine Zerrüttung ihrer Vermögensverhältnisse herbeigeführt hatten.

1841 kommt er nach Paris, gewinnt Fühlung mit dem Kreis der Enzyklopädisten, der damals tonangebenden Philosophen des jungen Frankreichs, die sämtlich Sturm laufen gegen die Einrichtungen des Feudalstaats: des ancien régime, und findet bei dieser Gelegenheit, in

seinem ungebundenen Garçonleben die Frau, mit welcher er jahrelang eine richtige Gewissensehe geführt hat, weil das Band der Gewohnheit alle anderen Beziehungen überdauerte. Therese Levasseur, die er in einem Pensionate kennen lernte, wo sie die Gäste bedienen half, war ein einfaches Wesen von großer Gutmütigkeit. Das Bedürfnis, jemanden um sich zu haben, der für ihn sorgte, war bei Rousseaus Wahl ausschlaggebend gewesen und ließ ihn auch an seiner Therese noch festhalten, als ihm das Verhältnis in mehr als einer Hinsicht schon unbequem geworden war, namentlich durch die wenig taktvolle Mutter Theresens, die er mit in den Kauf zu nehmen hatte. Aber nach vierundzwanzig Jahren der Vereinigung sieht er sie noch genau mit denselben Augen an wie im Anfang, denn es waren ja keine poetischen Träume, keine Illusionen, die dieses Band geknüpft hatten. Rousseau wünschte sich eine Haushälterin und Krankenpflegerin, keine Lebensgefährtin. Ihre Unwissenheit bereitete ihm nicht den geringsten Kummer. „Ich wollte anfänglich" — sagt er — „ihren Geist bilden. Das war verlorene Mühe. Ihr Geist ist so wie die Natur ihn gemacht hat. Ich erröte nicht, einzugestehen, daß sie niemals hat lesen können, obwohl sie leidlich schrieb. Sie hat niemals die Ordnung der zwölf Monate im Jahre behalten können und kannte keine einzige Zahl, trotz meiner Mühe, die ich mir gegeben, sie ihr beizubringen; sie kennt nicht den Wert des Geldes, noch den von irgend einer Sache. Das Wort, das ihr in den Mund kommt, drückt zuweilen das Gegenteil von dem aus, was sie hat sagen wollen. Einst habe ich ein Wörterbuch ihrer Redensarten angelegt, um damit Madame von Luxemburg zu belustigen, und ihre Verwechselungen sind berühmt

geworden in den Kreisen, in denen ich mich bewegte.“

Da Rousseau im allgemeinen von der Verstandes- und höheren Geistesbildung der Frau nichts hielt, konnte ihm die Unkultur seiner Therese auch nicht weiter auf die Nerven fallen, und man teilt kaum die Ansicht seiner Freunde und Gönner, die mitunter bestrebt gewesen sind, ihn von diesen unwürdigen Fesseln zu befreien.

Ebensowenig nimmt es jedoch Wunder, daß der Philosoph durch dieses Wesen nicht ausgefüllt wurde, daß für ihn oft Stunden und Tage kamen, wo er sich nach etwas Höherem, Schönerem sehnte, nach jenen Gebilden, mit denen seine Phantasie sich trug. Überdies lag bei ihm auf dem Grunde des Unbewußten ein starker Zug nach aristokratischen Sphären. Der Vagabund, der Lakai, welcher der von weitem angebeteten Komtesse diensteifrig die Teller wechselt, der Bewunderer einfacher, ländlicher Sitten und Zustände, fühlt sich beglückt, wenn er im Galakleide neben einer vornehmen Dame sitzend, ihr seine Entwürfe vorlesen darf, wenn seine leicht aufgestachelten Sinne sich berauschen können an dem Knistern ihres Seidengewandes, an dem Duft, der ihrem Haar entströmt. Das aristokratische odeur de femme übt einen eigentümlichen Reiz auf ihn aus.

Er schlürft es in vollen Zügen, als ihm eine, dem Kreise der Enzyklopädisten nahestehende Dame, Madame d’Epinay, ihre Eremitage bei Montmorency zum Aufenthalt anbot. Mit Therese und deren Mutter siedelte er dorthin über und geriet in eine Atmosphäre hinein, die man eine erotisch sehr bewegte nennen kann, denn die Damen und Herren, die den Zirkel der ästhetisieren-

den und philosophierenden Dame des Hauses bilden, haben sich in Liebesangelegenheiten ein sehr weites Gewissen erworben. Rousseau lernt die Schwägerin der Frau von Epinay kennen, eine Madame d'Houdetot, welche ihn zuerst aufsucht; der Philosoph erwidert den Besuch, stellt sich häufig auf ihrem Schloß Eaubonne ein und gerät in Feuer und Flammen.

Er glaubt zum ersten Male zu lieben, nun ist sie doch in sein Leben getreten, die große Leidenschaft! Er spricht von seinem „süßen Wahnsinn", seinen Liebesentzückungen und schreibt an Madame d'Houdetot feurige Briefe. Dieser, sie muß eine scharmante, unternehmende und keineswegs prüde Person gewesen sein, gewähren die Huldigungen des scheuen Philosophen, den sie ohnehin in gewissen Schranken zu halten weiß, einen angenehmen Zeitvertreib — während der Abwesenheit ihres Liebhabers Saint Lambert, der bei der Armee steht. Ohne es zu ahnen, fällt Rousseau die Aufgabe zu, sie für diesen Mann warm zu halten.

In dem Hause, in welchem der Philosoph Gastfreundschaft genießt, wird man bald aufmerksam auf sein zartes Verhältnis und hänselt ihn mit allerlei Anspielungen. Madame d'Epinay, die ihre Schwägerin nicht besonders leiden kann, markiert die Eifersüchtige, zieht auch Theresen, die von Rousseau schon längst als „Schwester" behandelt wird, ins Vertrauen und diese macht sich kein Gewissen, einige Briefe der d'Houdetot zu entwenden und sie der Frau von Epinay zu geben.

Hierauf wird Saint Lambert benachrichtigt, entweder durch einen anonymen Brief Theresens oder eine Indiskretion Grimms, des Liebhabers der Frau von Epinay. Saint Lambert ist zu klug, um eine Szene zu machen; wahrscheinlich sagt er sich auch, daß Rousseau nicht

allzuweit hat gehen können, aber er behandelt diesen bei seiner Rückkehr sehr kühl.

Jedenfalls endet das Abenteuer für Rousseau mit einer großen Enttäuschung, die sein Herz ebenso wie seine Eitelkeit berührt.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Episode mit als einen der Anlässe betrachten, die dazu beigetragen haben, ihn immer scheuer, mißtrauischer und menschenfeindlicher zu machen. Rousseau gehörte zu den Naturen, die sich, gleich dem ersten Impulse folgend, Menschen, die sie angenehm berühren, in die Arme werfen, sich für sie begeistern und ihnen ein rückhaltloses Vertrauen entgegenbringen. Der Umschlag tritt dann sehr bald ein, sowie die betreffenden in einem Stück abweichen von dem Idealbilde, das der enthusiastische Bewunderer sich voreilig von ihnen entworfen hat. Mißtrauische Reizbarkeit, die sich bis zum Verfolgungswahn steigert, tritt dann an die Stelle des ehemaligen Vertrauens.

In den Häuptern der Enzyklopädisten: Diderot, d'Alembert, Grimm, konnte Rousseau anfänglich mit Recht ihm ganz wohlgeneigte Menschen sehen, was ja nicht ausschließt, daß sich auch bei ihnen später eifersüchtige Regungen gezeigt haben, aber Rousseau setzt diese Eifersucht jedenfalls zu früh an, wenn er sie mit seinem Erfolg als „Theaterdichter“ in Berührung bringt.

Wenn Rousseau nichts weiter geschrieben hätte als „Narzisse“ oder die „Eigenliebe“ und den „Dorfheiligen“, würde unsere Zeit keinen Grund mehr haben, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen. Der „Dorfheilige“ (Le Devin du Village), ein Singspiel, das 1752 in Fontainebleau vor dem Hof aufgeführt wurde, hat besonders durch die Musik Eindruck ge-

macht. Die Handlung besteht darin, daß ein alter Bauer, der für einen Zauberer gilt, der „Colette“ das Mittel an die Hand gibt, ihren treulosen „Lolin“ wiederzugewinnen, indem sie seine Eifersucht erregt.

„Narzisse“ ist ein unbedeutendes, im schwulstigen Stil von Mariveaux* abgefaßtes Stück, aber interessant durch das lange, fast einer Abhandlung gleichkommende Vorwort,. welches er nachträglich der Komödie beigegeben hat, um sich gegen verschiedene Angriffe zu verteidigen. Es enthält in zusammengedrängter Form seine Auffassung über das Verhältnis von Künsten und Wissenschaften zu den Sitten der Menschen. Man hatte sich darüber gewundert, daß ein Autor, der so schroff über Künste und Wissenschaften abgeurteilt, nun selbst nichts Besseres zu tun wüßte, als Verse schmieden und Singspiele komponieren.

Jean Jacques wendet ein, daß, wenn er wirklich mit seinen Taten in Widerspruch zu seinen kurz zuvor aufgestellten Thesen geraten wäre, dieser Widerspruch gegen die Wahrheit der Thesen nichts beweisen würde. Man kann in seinen Gedanken größer dastehen als in seinen Handlungen. Aber er könne sich ja auch verschanzen hinter dem Einwurf, daß er, als er sich mit solchen harmlosen musikalisch-dichterischen Versuchen abgegeben, noch keineswegs erfüllt gewesen von den Ideen, deren Kraft und Wahrheit ihm später aufgegangen sei, daß er selbst keinen großen Wert mehr auf diese Versuche lege, er vergleicht sie mit den „Kindern der Liebe, die man zwar noch mit einer gewissen Zärtlichkeit liebkost, aber mit Erröten ob der Vaterschaft,

* Mariveaux, ein Zeitgenosse Rousseaus, hatte den moralisierenden Ton der englischen Unterhaltungsliteratur nach Frankreich verpflanzt.

denen man ein letztes Lebewohl schenkt und sie dann in die Welt hinausgehen läßt, um daselbst ihr Glück zu suchen, ohne sich noch viel darum zu kümmern, was aus ihnen wird" (Ce sont des enfants illégetimes que l'on caresse avec plaisir, en rougissant d'en être père, à qui l'on fait ses derniers adieux, et qu'on envoie chercher fortune, sans beaucoup s'embarrase de ce qu'il deviendront).

Über die Frivolität des gebrauchten Gleichnisses muß Rousseau sich wohl nicht ganz klar geworden sein. Der Leser kann nicht umhin, dabei an Rousseaus eigene Kinder zu denken, die sämtlich vom Vater dem Findelhause übergeben wurden, also einer menschlichen Institution, die dem Verfall der Sitten ihre Entstehung verdankt.

Auch Therese Levasseur hat sich in ihrer Tierweibchenvernunft nicht gegen diese Unnatur gesträubt, wieder ein Beweis, daß wirkliche Dummheit und Herzensgüte nie zusammengehen.

In dem Vorwort zum „Narzisse" betont Rousseau, daß er wohl wisse, daß man heute nicht so ohne weiteres die Bildungsmittel der Zivilisation, wie Universitäten, Bibliotheken, Theater vernichten könne, daß sie sogar Abzugskanäle für schlechte Leidenschaften böten. „Dieselben Ursachen, welche die Völker verdorben haben, dienen bisweilen dazu, einer noch größeren Verderbtheit vorzubeugen" (les mêmes causes qui ont corrompu les peuples, servent quelquefois à prévenir une plus grande corruption).

Rousseau wendet sich ferner gegen das Zerrbild, welches die Gegner von seinen Ansichten entworfen haben und das etwa so lautet: „Die Wissenschaft taugt zu nichts und verursacht nur Böses; denn sie ist an

und für sich schlecht. Sie ist unzertrennlich vom Laster wie die Tugend von der Unwissenheit. Alle gebildeten Völker sind lasterhaft gewesen, alle unwissenden Völker sind tugendhaft gewesen, mit einem Wort: Laster gibt es nur unter den Gebildeten, tugendhaft ist nur der, welcher keine Bildung aufgenommen hat.

Es gibt also nur ein Mittel, uns zu rechtschaffenen Menschen zu machen, und das ist: eiligst die Wissenschaft und die Gelehrten zu ächten, unsere Bibliotheken zu verbrennen, unsere Hörsäle, Schulen, Akademien zu schließen und uns in die Barbarei früherer Jahrhunderte zu stürzen.“ Nein, das war nicht Rousseaus Meinung, und er hat recht, gegen eine so einseitige Auslegung, die auch Voltaire mit Wonne akzeptiert hatte, zu protestieren.

Aber wie kam Rousseau zu seinem neuen Lebensideal und welchen Ausdruck schuf er ihm? Das ist die Frage, die uns vor allem beschäftigt.

II.

Rousseaus Lebensideal.

Er gewinnt dies durch möglichst konsequente, wenigstens theoretische Ablehnung der Güter und Ziele, welche die Gesellschaft hegt und pflegt, die er kennen gelernt hat, unter der er sich bewegen mußte, mit mehr oder weniger Glück.

Die Aufklärung, die Bildung, die ästhetischen Genüsse, der Luxus, die Freundschaft der Mächtigen der Erde, alles dies, was das Entzücken von Voltaire ausmachte, blieb zwar nicht ohne Einfluß auf den Lebensgang Rousseaus, konnte aber nicht seine Weltanschauung bestimmen.

Diese ist vielmehr das Ergebnis von zwei Faktoren, die stets helfend, rettend und läuternd in Rousseaus Dasein eingreifen, wenn er eine Entgleisung oder schmerzliche Krisis erfahren hat: die Natur und die Einsamkeit.

Diesen beiden Mächten verdankt er seine Rettung aus den Übeln einer korrupten Gesellschaft — sie erscheinen ihm mehr und mehr als die Quellen des Lebens, der Gesundheit und der Kraft.

Über das Dasein dachte Rousseau ähnlich wie Friedrich Nietzsche: Er preist das Leben als solches. Es ist schon ein Glück, sich als Lebender zu fühlen.

Auf der Wanderung, die oft zur Wanderschaft wird, kommen ihm seine besten Gedanken, nicht im Studier-

zimmer. Auch in diesem Zuge erscheint er als ein Vorläufer der Arbeitsmethode Nietzsches.

Als er im Jahre 1749 von Paris nach Vincennes ging, um Diderot zu besuchen, fand er auf seinem Wege in einer Zeitung („Mercure de France“) die Preisaufgabe vor: „Ob die Erneuerung der Kunst und Wissenschaften dazu gewirkt habe, die Sitten zu reinigen oder zu verderben“ (Le rétablissement des sciences et des arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les moeurs).

„Sein Herz klopfte und seine Tränen strömten.“ Unter einem Baum liegend schrieb er sogleich einen Teil der Abhandlung nieder.

Die Erregung war begreiflich. Nicht um die kühl akademische Beantwortung einer Doktorfrage handelte es sich für Rousseau — sondern um die Niederschrift eines Bekenntnisses, eines Glaubens, den er lange mit sich herumgetragen hatte und für den er nun nach den knappsten und überzeugendsten Ausdrucksformeln suchte. Aber der Weg vom Kopf und Herzen in die Hand ist ein langer, auf dem gar vieles verloren gehen oder doch seine erste Frische abstreifen kann, und wir glauben Rousseau gern, was er in einem Brief an seinen Gönner Malesherbes äußerte: „Alles, was ich aus dieser Menge großer Wahrheiten habe festhalten können, ist in schwacher Form in meine wichtigsten Schriften, welche ein unauflösliches Ganze ausmachen, gestreut worden.“

Im „Discours“ aber setzt der Gedanke mit vollem Nachdruck ein, der ihn zeitlebens beherrschen sollte. Er redet in ihm das Wort einer vernünftigen Unwissenheit, welche die Wißbegierde nach dem Vermögen begrenzt und verwirft die landläufige Annahme, daß eine

künstliche Steigerung der Wissenschaften zum Heile der Menschheit beigetragen hätte.

Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, wie er besteht zwischen dieser Rousseauschen Abhandlung und dem Forscherdrange Faust-Goethes: „daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält!"

Der „Discours", der einem bis dahin noch völlig namenlosen Menschen seinen literarischen Ruf gab, wirkte hauptsächlich durch die in ihm aufgewendete Emphase. Der Verfasser schlägt mehr den Ton des Predigers als des Gelehrten an und berauscht sich an seinem eigenen Feuer.

Jean Jacques konnte nur arbeiten, wenn dieses Feuer über ihn kam, und d'Alembert hat teilweise recht, wenn er in einem Briefe an Voltaire bemerkt: „Jean Jacques ist ein Kranker mit viel Geist, aber er hat nur Geist, wenn er das Fieber hat. Man darf ihn weder heilen noch höhnen!"

Der psychopathische Charakter seines Denkens schließt jedoch keineswegs den inneren Zusammenhang in den Phasen seiner Denkarbeit aus. Immer wieder kommt er auf seine ersten Voraussetzungen zurück.

Theorie und Praxis decken sich zwar höchst selten bei Rousseau — und das ist das Manko, über welches man hinwegsehen muß, will man sich ein ungetrübtes Bild seiner Weltanschauung verschaffen — aber seine Bücher stehen zueinander im unverkennbaren Ergänzungsverhältnis. Er hält die Treue den „Idealen seiner Jugend" ganz so wie Marquis Posa von seinem Carlos fordert. Schiller hatte den Einfluß Rousseaus noch nicht abgestreift, als er Sätze niederschrieb wie: „Sagen Sie ihm, daß er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, nicht

öffnen soll dem tötenden Insekt gerühmter besserer Vernunft das Herz der zarten Götterblume — daß er nicht soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit ‚Begeisterung' die Himmelstochter lästert!"

Von „Begeisterung, der Himmelstochter" war auch Rousseaus Seele überschwenglich voll, als er „im Discours" den Menschen, d. h. zunächst den Zeitgenossen die Kerngedanken seines Naturevangeliums verkündet.

Der Gedankengang ist kurz dieser: Wissenschaften und Künste haben nichts zur Stärkung und Veredlung der sittlichen Charaktereigenschaften des Menschen beigetragen, denn überall, wo wir jene in ihrer höchsten Blüte sehen (Athen — Rom — italienische Renaissance — Epoche des Sonnenkönigs), konstatieren wir auch zugleich ein Aufgeben der einfachen nüchternen Lebensgewohnheiten und damit einen Verfall der Sitten.

Stehen diese Höhe von Wissenschaften und Künsten und dieses Sinken der Sitten nun etwa im Verhältnis von Ursache und Wirkung?

Dieser Schluß liegt nahe. Rousseau hat ihm selbst nicht genügend vorgebeugt, wie das niemand tut, den nicht wissenschaftliche Besonnenheit, sondern sprudelndes Temperament bei seinen Untersuchungen und Darlegungen leitet.

Zunächst sieht Rousseau nur die eine, die negative Seite des Bildes. Aus seinen persönlichen Erfahrungen zieht er den allgemeinen Schluß „Größe, d. h. Größe, die es zu Erfolg bringt und Talent, d. h. das, welches sich zu finanzieren weiß, ständen in der Achtung der Welt viel höher als Tugenden und edle Taten" — er will wohl sagen: Taten, die ohne egoistischen Nebenzweck getan werden.

Diese Wahrnehmung kann und muß von uns jeder

ernste Mensch machen, der sich ins Weltgetriebe stürzt — nur dürfte er wahrscheinlich dabei zu anderem Schlußergebnisse kommen, sobald er es versucht, die scheinbaren Gegensätze zu verarbeiten, und durch die Verarbeitung zu jenem Realidealismus zu gelangen, wie er in der deutschen Kultur im 18. Jahrhundert durch Goethe. im 19. durch Bismarck verkörpert wird.

Aber bei Rousseau macht sich an den entscheidenden Wendepunkten doch stets die oberflächliche Einseitigkeit des Romanen fühlbar, die, verführt durch eine jahrhundertlange Tradition: stets ein Weltpublikum vorzufinden, verlernt hat, zu einer Gemeinde tiefer Gebildeter zu sprechen. Das ist es auch, was einen Chamberlain so hart und ablehnend gegen Rousseau macht!

Merkwürdig bleibt, daß Jean Jacques, der doch sonst mit beiden Füßen mitten drin in dem Aufklärungsfanatismus und seichtem Rationalismus seiner Zeit steckt, sobald er das Wort „Welt" in den Mund nimmt, über diese Weltkultur, was sie bringt und nimmt, kaum anders urteilt als der christliche Anachoret und dabei natürlich weit über das Ziel hinausschießt. So z. B., wenn er die einzelnen Wissenschaften Revue passieren läßt und hinsichtlich ihrer Entstehungsursachen bemerkt: „Der Ursprung der Wissenschaften ist ein unlauterer. Die Astronomie ist aus dem Aberglauben entstanden, die Beredsamkeit aus dem Haß, der Schmeichelsucht und der Lüge, die Geometrie aus dem Ehrgeiz, die Physik aus eitler Neugierde und sogar die Moralwissenschaft aus dem menschlichen Hochmut."

Das heißt mit andern Worten: Die Wissenschaft und Kunst verdanken ihren Ursprung rohen Lastern.

Hier wird ein leichtfertiges Spiel mit Worten ge-

trieben. Rousseau unterscheidet auch zwischen heroischen und niederen Leidenschaften, wenn er z. B. den Ehrgeiz und die Wißbegier als unedle Triebe verrechnet.

Durch „Darwin“ und „Nietzsche“, die im Kampf, im ganz egoistischen Kampf ums Dasein und sodann aus dem idealen Wettkampf, den „agonalen“ Trieben, die Auslese, die Blüte des Menschengeschlechts hervorgehen sehen, ist diese Einseitigkeit Rousseaus als eine solche, die uns die Verteidigungsmittel nimmt, vollends anerkannt worden. Rousseau beweist überhaupt nicht — er behauptet. Das genügte ihm und das genügt auch noch immer allen Menschen, die ein festes Programm für ihre Lebensrichtung zu haben wünschen.

Wie sehr sich unsere heutige, vielfach unter dem „Sternbanner des Amerikanismus“ stehende Epoche, die „Zeit des Dampfes und die Zeit der Schienen“ wiederum von Rousseaus Lebensideal entfernt hat, sagt uns eine ganze Literatur, sowohl wissenschaftlicher wie schöngeistiger Natur. Vornehmlich solche Schriften, die an der Hand der Tatsachen aufzeigen, wie die Bedürfnisse, welche den Menschen dazu führten, seine Lebensverhältnisse zu verbessern, seine Hilfsmittel der Natur gegenüber zu erweitern, kurz wie alles, was als Errungenschaft der Technik bezeichnet wird, mittelbar und unmittelbar in den Dienst der Zivilisation tritt, ja, wie sogar dadurch eine höhere, umfassendere Menschenliebe geschaffen wird, denn die gesteigerte Kultur verweist den Menschen auf den Menschen, entreißt ihn seiner egoistischen Isolierung. Ich muß die Rechte und den Besitz des anderen respektieren, sofern ich selber sicher auf dem Eigenen wohnen will.

Rousseau hat leider seine Anschauungen nie bis zu dem Punkt fortentwickelt, auf dem Schiller sich befand, als er seinen „Spaziergang“ dichtete:

„Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend Brüsten
Von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.“

Hoch interessant ist es zu verfolgen, wie bei Schiller zu Rousseau sich allmählich Kant gesellt und wie ihm aus der Verarbeitung beider seine eigene selbstständige Weltanschauung erwächst.

Wo Schiller von der „heiligen Natur“ redet, fühlt er sich jedoch bewußt oder unbewußt als Zeitgenosse Rousseaus und jener schwärmerischen Stimmung, die das ganze 18. Jahrhundert durchzog, teils durch den Genfer Philosophen geweckt, teils durch ihn widergespiegelt.

Es ist nicht schwer, Rousseaus Angriffe gegen die Künste und Wissenschaften im allgemeinen zu widerlegen. Recht geben aber muß man ihm im besonderen, wo ihm bei seinem Feldzuge ganz deutlich die Übel seiner Zeit vorgeschwebt haben müssen, die auch Schiller nicht entgingen, als er seine „Räuber“ einführte mit dem Wort des Hippokrates: „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat (Was Arzenei nicht heilt, heilt Eisen, was Eisen nicht heilt, heilt Feuer). Tatenlose Schöngeisterei, die sich in ästhetische Spielereien verliert, können der Menschheit ebensowenig dienen und ihr Befriedigung schaffen, wie trockene Gelehrsamkeit. Eine Rettung gibts nur in der Rückkehr zur Natur.

„Natur“ ist das Losungswort für Rousseau, in welchem er alles zusammenfaßt, was er unter Einfachheit, Unmittelbarkeit, Freiheit und Güte verstanden wissen will.

Weit radikaler läßt er sich aus in einer zweiten Abhandlung (1753) „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. (Untersuchung über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen.)

Alle Leiden und alle Mißverhältnisse, von denen die Menschen geplagt werden, sind ihre eigene Schuld. Die willkürlichen Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft haben die Ungleichheit hervorgerufen, die im Plane des Schöpfers keineswegs vorgesehen war. Das Werden der Gesellschaft wird vom Autor in einer ziemlich willkürlichen Weise dargestellt.

Rousseau hält nicht viel vom Geschichtsstudium, wie auch aus seinem „Emile“ hervorgeht.

Indem er die Geschichte als zweite Lehrmeisterin verschmäht, kommt er leicht zu imaginären Aufstellungen.

„Der erste, welcher ein Stück Land einfriedet und zu sagen wagte: „Dieses Land ist mein Eigentum — und Menschen fand, die dumm genug waren, das zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Vor welchen Verbrechen und Kriegen, welchem Elend und Schrecken hätte jener das Menschengeschlecht bewahrt, welcher die Grenzpfähle vernichtend und die Gräben zuschüttend, gesagt hätte: Hütet euch, diesen Betrüger anzuhören; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen, der Boden niemand gehört.“

Doch wohl nur dem gehören die Früchte, der sich durch Arbeit und Fleiß ein Anrecht darauf gesichert, müßte man billigerweise ergänzen.

Aus solchen Phrasen aber holte sich die Revolution ihr Wörterbuch. An ihnen konnte sich der Anarchismus eines Max Stirner weiter entwickeln, und wir begreifen, wie sie auf Tolstoi, den Führer der slawischen Jugend im 19. Jahrhundert wirken mußten, der da erklärt hat: Ich habe den ganzen Rousseau gelesen, seine zwanzig Bände, einbegriffen das Musiklexikon. Ich hegte für ihn mehr als Begeisterung, geradezu einen Kultus. Mit 15 Jahren trug ich an meinem Halse anstatt des üblichen Kreuzes eine Kapsel mit seinem Bildnis. Er hat Stellen, die mir so vertraut sind, daß es mich dünkt, sie seien von mir selbst geschrieben worden."

Der krasse Pessimismus Rousseaus weicht in den „Dialogen" und den „Träumereien eines einsamen Spaziergängers" einer weicheren Stimmung.

Wie müssen die Menschen beschaffen sein, die ein neues goldenes Zeitalter heraufführen können? Die konkrete Antwort auf diese Frage enthält der „Emile."

III.

Die beiden neuen Menschen: Emil und Sophie.

Es wird immer eine der eigentümlichsten Erscheinungen bleiben, daß ein Mensch, der, seinem eigenen Geständnis zufolge, nicht das mindeste praktische Geschick zum Erzieher an den Tag gelegt hat, welcher die einfachste und natürlichste Gelegenheit, die ihm das Schicksal bot, Bildner an seinen eigenen Kindern zu werden, eigensinnig beiseite schob, daß dieser Mann die Aufgabe fühlte, sich in einen weit angelegten Erziehungsplan hineinzudenken und das Ergebnis desselben den Zeitgenossen vorzustellen mit den Worten: „Ob man meinen Zögling für die militärische, kirchliche oder richterliche Laufbahn bestimmt, darauf kommt wenig an. Bevor die Eltern ihn für einen Beruf bestimmen, beruft die Natur ihn zum menschlichen Leben. Die Kunst zu leben soll er von mir lernen. Wenn er aus meinen Händen hervorgeht, wird er freilich, das gebe ich zu, weder Richter, noch Soldat, noch Priester sein, er wird zuerst Mensch sein. Alles, was ein Mensch sein muß, das alles wird er, wenn es darauf ankommt, ebensogut wie irgend jemand sein können, und das Schicksal wird ihn vergeblich seinen Platz wechseln lassen, er wird immer an dem seinigen sein.

Unser wahres Studium ist das der menschlichen Natur. Wer unter uns die Freuden und Leiden dieses

Lebens am besten zu ertragen weiß, der ist meines Erachtens am besten erzogen, woraus folgt, daß die wahre Erziehung weniger in Lehren als in Übungen besteht.“

Letzteres ist eine Wahrheit, an der auch heute keiner zu rütteln wagt, ja, die in unserem hastig dahinlebenden Zeitalter, wo jeder junge Mensch auf den Erwerb, den Beruf, die Karriere dressiert wird, wieder stärker betont werden sollte, wie denn ja auch durch die Reformgedanken unserer moderner Pädagogen als Leitmotiv die Forderung geht: Charakterbildung, nicht nur Intellektbildung. Der Unterricht muß wieder Erziehung werden, er muß sich an alle Fähigkeiten und Kräfte des Menschen wenden.

Der Ausführung seiner neuen Gedanken türmt Rousseau jedoch ein gewaltiges Hindernis auf, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß sein Zögling nur einen einzigen Lehrer resp. Erzieher haben dürfe, daß dieser ganz und ausschließlich in jenem aufzugehen habe. Welche Fülle von günstigen Umständen müßten aber zusammenwirken, um ein solches Verhältnis aus der „Dichtung“ in die Welt der realen Tatsachen zu versetzen!

„Ich bin,“ erklärt Rousseau, „auf den Ausweg verfallen, mir einen imaginären Zögling zu geben, mich selbst mit dem Alter, der Gesundheit, den Kenntnissen und allen Fähigkeiten ausgerüstet zu denken, die dazu gehören, seine Erziehung zu leiten, und endlich dieselbe von seiner Geburt an bis zu dem Augenblicke fortzuführen, wo er, in der Vollkraft seines Mannesalters, imstande ist, ohne Führung durch das Leben zu schreiten. Je weiter mein Werk fortrückt, desto unähnlicher wird mein Zögling, der ja ganz anders als

die eurigen geleitet ist, einem gewöhnlichen Kinde; er bedarf einer ganz besonderen, nur für ihn bestimmten Leitung."

Unter welchen sozialen Verhältnissen ist dieses Einzelerziehungssystem durchführbar? Es können seiner doch wohl nur Menschenkinder teilhaftig werden, die auf den Höhen des Lebens geboren werden? Und höchst naiv gibt Rousseau zu: „Der Arme hat keine Erziehung nötig; die für seinen Stand ausreichende wird ihm schon durch die Verhältnisse aufgezwungen; er wäre nicht in der Lage, sich eine andere zu verschaffen."

Dieses Zugeständnis an die bestehenden Verhältnisse, diese Annahme, daß gute Erziehung, höchste Menschenbildung eine Sache wirtschaftlicher Unabhängigkeit und des Wohlstandes sei, lautet recht seltsam im Munde des Propheten des Naturrechts.

Rousseaus Phantasie-Emil ist von vornehmer Abkunft und auch zugleich früh Waise geworden. So können die Wünsche der Eltern in keiner Weise je die weisen Absichten des philosophischen Erziehers durchkreuzen.

Nach solchen künstlich geschaffenen Voraussetzungen beginnt dann die Erziehung, in welcher die Begriffe „Verbot" und „Gebot" keine Rolle spielen. Durch Erfahrung, aus eigener Anschauung heraus lernt Emil wählen, was ihm gut und vermeiden, was ihm schädlich ist.

Bei dieser Methode muß freilich der Erzieher stets wie eine unsichtbare Vorsehung seinem Zögling zur Seite wandeln und gelegentlich auch durch Wort und Beispiel die Richtung der Wünsche und Tätigkeiten bestimmen.

Vor allem werden dem Knaben keine „Begriffe"

und „Vorstellungen“ beigebracht, die ihm noch unverständlich sind. Von Gott hört er erst ziemlich spät. Vom Auswendiglernen will Rousseau nichts wissen, da er darunter lediglich das mechanische Nachplappern unbegriffener Dinge versteht und übersieht, daß das Gedächtnis eine Kraft ist, die früh gestärkt und geübt werden muß, wenn sie uns im Alter treu bleiben und ihre höchst wertvollen Dienste leisten soll. Durch seine Abneigung vor dem Auswendiglernen hat Rousseau manches Unheil gestiftet, dem Rückert entgegenarbeiten wollte mit dem trefflichen Kernspruch: „Auswendig lernen sei, mein Sohn, dir eine Pflicht — versäume nur dabei inwendig lernen nicht. Auswendig ist gelernt, was dir vom Munde fließt, inwendig, was dem Herzen sich erschließt.“

Der große Vorzug des „Emile“ besteht darin, daß er das Evangelium der Kindheit ist. Nach Rousseau ist die Kindheit ein selbständiger Teil des Lebens, nicht nur eine Vorbereitung zum Leben der Erwachsenen. „Meine Methode ist auf Anmessung der Vermögen des Menschen in seinen verschiedenen Altersperioden und auf Auswahl der für das Vermögen passenden Beschäftigungen gegründet. Jeder einzige Teil soll zu seinem Recht kommen.“

Hier konnte Ellen Key den Faden wieder aufnehmen und ihn für unsere Bedürfnisse weiterspinnen.

Rousseau begeistert sich an folgendem Resultat seines Erziehungsplans:

Ich habe meinen Emil nicht zum Ersehnen und Warten, sondern zum Genießen erzogen, und wenn er seine Wünsche über die Gegenwart hinaus erstreckt, so geschieht es nicht mit einem so ungestümen Eifer, daß die Langsamkeit der Zeit ihm lästig fallen könnte.

Er genießt nicht bloß die Lust der Begierde, es ist auch ein Genuß für ihn, dem erstrebten Ziel entgegenzugehen; auch sind seine Leidenschaften so gemäßigt, daß er immer mehr in der Gegenwart lebt als in der Zukunft.

Wir reisen also nicht wie die Eilboten, sondern wie die Wanderer. Wir denken auch nicht bloß an den Anfangs- und Endpunkt der Reise, sondern an den Raum, der zwischen ihnen liegt. Das Reisen selbst ist ein Vergnügen für uns. Wenn wir reisen, bleiben wir nicht trübselig sitzen wie Gefangene in einem kleinen, wohlverschlossenen Käfig. Wir reisen nicht in weibischer Weichlichkeit und Untätigkeit. Wir entziehen uns die frische Luft, den Anblick der Dinge, die uns umgeben, und die Bequemlichkeit, sie, wenn es uns gefällt, nach unserem Belieben zu betrachten, nicht. Emil ist nie in eine Postkutsche gestiegen und reist schwerlich auf der Post, wenn er nicht eilig ist. Aber wofür kann Emil je eilig sein? Nur für eines, den Genuß des Lebens. Vielleicht noch um Gutes zu tun, wenn er es kann? Nein; denn auch das ist Lebensgenuß.

Ich weiß nur eine Art des Reisens, die angenehmer wäre als das Reisen zu Pferd; das sind die Fußreisen. Man reist nach seiner eigenen Uhr, man hält an nach eigenem Gutdünken, man bewegt sich so viel und so wenig als man will. Man betrachtet das ganze Land; man biegt rechts ab, man biegt links ab; man untersucht alles, was uns reizt; man verweilt an allen Aussichtspunkten. Bemerke ich einen Fluß, so ziehe ich dem Ufer entlang; einen buschigen Wald, so wandle ich in seinem Schatten; eine Grotte, so besichtige ich sie; einen Steinbruch, so sehe ich mir das Gestein an.

Überall, wo es mir gefällt, bleibe ich. Sobald ich mich langweile, gehe ich weiter. Ich bin weder von den Pferden, noch vom Postillon abhängig. Ich brauche keine geplanten Straßen, keine bequemen Wege zu suchen; wo ein Mensch überhaupt durchkommen kann, da komme auch ich fort; ich sehe alles, was ein Mensch sehen kann, und da ich nur von mir selbst abhänge, so genieße ich die ganze Freiheit, die ein Mensch überhaupt genießen kann. Hält mich schlechtes Wetter fest oder ergreift mich Langeweile, so nehme ich Pferde. Bin ich müde — — aber Emil wird kaum müde; denn er ist kräftig. Und warum sollte er sich müde gehen? Er ist ja nicht eilig. Wie kann es ihm langweilig werden, wenn er irgendwo verweilt? Er nimmt seinen Zeitvertreib überall mit sich. Er spricht bei einem Handwerksmeister vor und arbeitet, er setzt seine Arme in Bewegung, um seine Füße auszuruhen.

Wer zu Fuß reist, reist wie Thales, Plato und Pythagoras. Ich kann kaum begreifen, wie ein Philosoph sich entschließen kann, anders zu reisen und sich der Durchforschung der Reichtümer zu entziehen, auf welchen seine Füße wandeln und welche die Erde vor seinen Blicken entfaltet. Wenn jemand den Landbau einigermaßen schätzt, sollte er nicht die Erzeugnisse kennen lernen wollen, welche dem Klima der Gegend, die er durchzieht, eigentümlich sind, und die Art ihres Anbaus? Wenn jemand nur einigen Geschmack an der Naturgeschichte findet, sollte er sich entschließen, eine Landschaft zu durchziehen, ohne sie genauer zu betrachten; einen Fels, ohne ein Stück abzuschlagen; Berge, ohne Pflanzen darauf zu sammeln, und Steine, ohne Fossilien darin zu suchen? Eure Salonphilosophen studieren die Naturgeschichte in den

Kabinetten; sie haben recht zierliche Sächelchen, sie wissen Namen, haben aber keinen Begriff von der Natur. Emils Kabinett dagegen ist reicher als die der Könige; dies Kabinett ist die ganze Erde.

Hier spricht Rousseau, der ein vorzüglicher Botaniker war, ganz aus seinen eigenen Erfahrungen heraus.

Es berührt auch nicht unsympathisch, daß in seinem Erziehungslexikon das Wort: „Zeit ist Geld" in unserem heutigen Sinne fehlt.

Sehr voreilig war Voltaires Annahme, daß der „Emil" binnen eines Monats vergessen sein werde! Wir lesen noch heute einzelne Kapitel, wenn wir auch die Methode des Buches ablehnen müssen, mit Entzücken.

In hohem Grade beherzigenswert ist das, was Rousseau über die Veredelung des Geschlechtstriebes sagt:

„Wollt ihr in die erwachenden Leidenschaften Ordnung und Regel bringen, so verlängert den Zeitraum ihrer Entwicklung, damit sie die nötige Zeit gewinnen, nach Maßgabe ihrer Entstehung in das richtige gegenseitige Verhältnis zu treten. Dann geht die Ordnung nicht von dem Menschen, sondern von der Natur selbst aus. Eure einzige Aufgabe besteht darin, die Natur ungestört walten zu lassen. Ein nach der herkömmlichen Schablone zugestutztes und äußerlich wohl abgerichtetes Kind, welches nur auf die Fähigkeit wartet, die vorzeitigen Lehren, die es empfangen hat, in Ausübung bringen zu können, täuscht sich nie über den Augenblick, in dem sich diese Fähigkeit einstellt. Weit davon entfernt, ihn in Ruhe abzuwarten, beschleunigt es ihn vielmehr. Es versetzt sein Blut schon vorzeitig in Gärung: schon lange, bevor sich die Lüste

in ihm regen, kennt es den Gegenstand, auf welchen sich dieselben richten müssen. Nicht die Natur reizt es an, sondern es tut selbst der Natur Gewalt an. Wenn sie es zum Manne macht, bleibt ihr keine Lehre mehr ihm zu erteilen übrig.

Ich habe stets die Erfahrung gemacht, daß junge, frühzeitig verdorbene Leute, die den Frauen und Ausschweifungen ergeben waren, auch einen unmenschlichen und grausamen Charakter hatten. Das Feuer des Temperaments machte sie ungeduldig, rachgierig, wütend. Ihre nur von einem einzigen Gegenstande erfüllte Einbildungskraft war unfähig, sich noch mit irgend etwas anderem zu beschäftigen. Sie kannten weder Mitleid noch Erbarmen. Bei dem wirklichen Gange der Natur geht diese Entwicklung viel stufenweiser und langsamer vor sich. Ganz allmählich erhitzt sich das Blut, erwachen die Lebensgeister und zeigt sich die Sinnlichkeit. Der weise Meister, welcher das Werk leitet, hat seine Sorge darauf gerichtet, erst allen seinen Werkzeugen, bevor er sie in Tätigkeit setzt, die höchste Vollkommenheit zu verleihen. Das erste Gefühl, für welches ein sorgfältig erzogener Mensch empfänglich wird, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft. Der ersten Regung seiner erwachenden Einbildungskraft verdankt er die Erkenntnis, daß es noch andere seinesgleichen gibt.“

Für „Emil“ muß nun die passende „Gefährtin“ gesucht werden. Auch hierin werden die Absichten des Erziehers vom schönsten Erfolge gekrönt.

„Sophie“ besitzt all die Eigenschaften, um eine glückliche Gattin und gute Mutter zu werden.

Die letzten Bücher des „Emil“ geben dem Philosophen Gelegenheit, seine Gedanken über den Unter-

schied der Geschlechter und der aus ihm quellenden Verschiedenheit der Ausbildung und Erziehungswege für Jüngling und Jungfrau eingehend zu äußern.

Jene einseitige Betonung des Gefühlslebens und besonders jene Fiktion vom Ideal der zarten, schonungs- und hilfsbedürftigen Weiblichkeit, die niemals hineingerissen werden darf in den Sturm und Kampf des Lebens, dieses schemenhafte Ideal ist nicht etwa auf unsere deutschen Klassiker, es ist auf Rousseaus „Sophie“ zurückzuleiten.

Nach diesem Vorbilde sind die meisten Mädchen erzogen worden, und es lohnt sich schon, einigen der Hauptgedanken Rousseaus über das Kapitel der Frauenerziehung näherzutreten:

„In keinem Zeitalter, welches es auch sei, ändern sich die natürlichen Beziehungen; was als schicklich oder unschicklich daraus hervorgeht, bleibt sich immer gleich; die Vorurteile ändern unter dem Namen der Vernunft nur die äußere Erscheinung desselben. Immer wird es groß und schön sein, über sich zu herrschen, wäre es auch nur um eines eitlen Wahnbildes wegen, und die wahren Beweggründe der Ehre werden immer zu dem Herzen jeder einsichtsvollen Frau sprechen, welche in ihrer Lage das Glück des Lebens zu suchen weiß. Die Keuschheit muß für ein schönes Weib, das einen gewissen Adel der Seele besitzt, eine köstliche Tugend sein. Während sie die ganze Welt zu ihren Füßen sieht, triumphiert sie über alles und über sich selbst: sie errichtet sich in ihrem eigenen Herzen einen Thron, vor dem alles seine Huldigungen niederlegt; die zärtlichen und eifersüchtigen, aber immer achtungsvollen Gefühle beider Geschlechter, die allgemeine Achtung und ihre eigene, entschädigen sie allezeit mit

dem Zoll der Ehre für einige Augenblicke des Kampfes. Die Entbehrungen sind vorübergehend, ihr Lohn aber bleibend; welcher Genuß liegt für eine edle Seele in dem Stolze der mit Schönheit gepaarten Tugend! Gib einer Romanheldin Leben, und sie wird eine ausgesuchtere Lust genießen als eine Laïs und eine Kleopatra, und wenn ihre Schönheit wird verschwunden sein, so wird ihr Ruhm und ihre Lust noch dauern; sie allein wird die Vergangenheit zu genießen imstande sein.

Je größer und schwerer die Pflichten sind, um so augenscheinlicher und triftiger müssen die Gründe sein, auf welchen man sie aufbaut. Es gibt eine gewisse gottesfürchtige Art zu reden, womit man in den wichtigsten Dingen die Ohren der jungen Mädchen anfüllt, ohne sie zu überzeugen. Aus dieser ihrer Denkart zu wenig angemessenen Sprache und aus dem geringen Wert, den ihr Geist ihr im geheimen beilegt, entspringt die Leichtigkeit, womit sie sich ihren Neigungen überlassen, da ihnen Gründe des Widerstandes, die aus den Dingen selbst gezogen wären, nicht zu Gebot stehen. Ein bescheiden und fromm erzogenes Mädchen hat ohne Zweifel starke Waffen gegen die Versuchung; aber ein Mädchen, dem man nur das Herz oder vielmehr nur die Ohren mit mystischem Gerede füllt, wird unfehlbar die Beute des ersten Verführers, der ihr mit Geschicklichkeit naht. Niemals wird ein junges, schönes Mädchen seinen Leib verachten; niemals wird es sich über die großen Sünden ernstlich betrüben, zu denen seine Schönheit Veranlassung gibt; niemals wird es aufrichtig und vor Gott darüber weinen, daß es ein Gegenstand der Begehrlichkeit ist; niemals wird es bei sich glauben können, daß das süßeste Gefühl des Herzens eine Erfindung des Satans sei. Gib ihm andere Gründe aus

ihm selbst und für es selbst; denn jene werden bei ihm nicht Wurzel fassen. Noch schlimmer ist es, wenn man, wie es wohl insgeheim geschieht, auch noch den Widerspruch in seine Vorstellungen bringt und, nachdem man es erniedrigt hat, indem man seinen Leib und seine Reize geschmäht als einen Fleck der Sünde, ihm nachher vor demselben Leibe, den man ihm so verächtlich gemacht hat, Achtung beibringen will, da er der Tempel Jesu Christi sei. Die zu erhabenen und die zu niedrigen Vorstellungen sind gleich unzureichend und können sich nicht miteinander verbinden; es bedarf eines Grundes, der dem Geschlecht und Alter angemessen ist. Die Erwägung der Pflicht hat nur insofern Kraft, als man Beweggründe damit verbindet, welche uns zur Erfüllung derselben antreiben:

Quae quia non liceat, non facit, illa facit. Man sollte kaum glauben, daß gerade Ovid ein so strenges Urteil fällt.

Willst du also jungen Mädchen Liebe für die Sittsamkeit einflößen, so sage ihnen nicht immer: Seid sittsam —, sondern gib ihnen ein großes Interesse, es zu sein; laß ihnen den ganzen Wert der Sittsamkeit fühlen, und du wirst ihnen auch Liebe dafür erwecken. Es genügt nicht, dieses Interesse nur für eine ferne Zukunft zu fassen; man zeige es ihnen für die nächste Gegenwart, in den Beziehungen ihres Alters, in dem Charakter ihrer Verehrer. Zeige ihnen den Mann von Ehre und Verdienst; lehre sie ihn erkennen und lieben, und zwar für sich selbst; beweise ihnen, daß dieser Mann allein sie glücklich machen kann, ob sie nun seine Freundinnen oder seine Frauen oder seine Geliebten seien. Führe die Tugend durch die Vernunft herbei; lasse sie fühlen, daß die Herrschaft ihres Ge-

schlechts und alle seine Vorrechte nicht allein von dem eigenen guten Betragen und den eigenen Sitten abhängen, sondern auch von denen der Männer; daß sie auf gemeine und niedrige Seelen wenig Eindruck machen werden und daß man einer Geliebten in keinem anderen Sinne huldigt, als man der Tugend huldigt. Sei versichert, daß du dann, wenn du ihnen die Sitten unserer Zeit schilderst, ihnen einen Ekel vor ihnen einflößen wirst; wenn du ihnen unsere modischen Leute zeigst, müssen sie sie verachten; du wirst ihnen nur Abneigung gegen die Grundsätze derselben, Widerwillen gegen ihre Ansichten und Verachtung ihrer eitlen Galanterien einflößen; du wirst ihnen einen edleren Ehrgeiz einpflanzen, den nämlich, über große und starke Seelen zu herrschen, den Ehrgeiz der Spartanerinnen, welche über Männer befehlen wollten. Ein keckes, schamloses und ränkesüchtiges Weib, welches seine Verehrer nur durch Gefallsucht an sich zieht und nur durch ihre Gunstbeweise an sich fesselt, herrscht über sie wie über Knechte in den niedrigen und gemeinen Dingen; in wichtigen und ernsten hat sie keinen Einfluß auf sie. Aber ein Weib, das zugleich ehrbar, liebenswürdig und sittsam ist, ein Weib, das die Seinigen zwingt, sie zu achten, ein Weib voll Zurückhaltung und Bescheidenheit, ein Weib, das mit einem Wort, die Liebe durch die Achtung aufrecht erhält, schickt sie mit einem Winke ans Ende der Welt, zu Kampf, Ruhm und Tod, wohin es ihr gefällt; eine solche Herrschaft ist schön, wie mir dünkt, und der Mühe wert, sie zu erkaufen.

Für einen Mann, der Erziehung hat, ziemt es sich nicht eine Frau zu nehmen, die keine hat, folglich auch nicht aus einem Stande, in dem man keine haben kann. Aber ich möchte noch hundertmal lieber ein einfaches,

bäurisch erzogenes Mädchen als eine Gelehrte, einen Schöngeist, der in meinem Hause einen literarischen Richterstuhl aufschlüge und sich als Präsidentin darauf setzte. Eine schöngeistige Frau ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, ja der ganzen Welt. Von der erhabenen Höhe ihres schönen Geistes herab mißachtet sie alle ihre weiblichen Pflichten und macht sich immer erst zum Manne auf Art des Fräuleins de Lenclos. Außer dem Hause ist sie immer lächerlich und einer gerechten Kritik ausgesetzt; denn das ist man immer, sobald man aus dem Stande heraustritt und für den Stand, den man ergreifen will, nicht gemacht ist. Alle diese hochgeistigen Frauen machen immer nur Eindruck auf die Narren. Man kennt ja den Künstler oder den Freund wohl, der die Feder oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten. Man kennt den verschwiegenen Gelehrten, der ihnen im geheimen ihre Orakel eingibt. Diese ganze Spiegelfechterei ist einer ehrbaren Frau unwürdig. Hätte sie wirkliche Fähigkeiten, so würde sie dieselben durch ihren Ehrgeiz herunterdrücken. Ihre Ehre ist es nicht, gekannt zu sein; ihr Stolz liegt in der Achtung ihres Gatten; das Glück ihrer Familie ist ihre Freude. Ich berufe mich auf meine Leser selbst und ihre Aufrichtigkeit. Was gibt euch eine bessere Meinung von einer Frau, wenn ihr in das Gemach derselben eintretet, was flößt euch mehr Achtung ihr gegenüber ein: wenn ihr sie beschäftigt findet mit den Arbeiten ihres Geschlechtes, mit den Sorgen ihrer Haushaltung, mitten unter den Kleidern ihrer Kinder? oder wenn ihr sie an ihrer Toilette trefft, Verse schreibend, umgeben von Broschüren aller Art und kleinen Briefchen in allen Farben? Jedes gelehrte Mädchen wird Mädchen bleiben ihr ganzes Leben hin-

durch, wenn es einmal auf Erden nur noch vernünftige Männer gibt?“

Wenn nun aber die Sophien ihren natürlichen Lebenszweck nicht erfüllen können? Wenn sich der Emil nicht einstellt? Und das ist auch nach Rousseau nicht ausgeschlossen. Absichtlich läßt er seine Sophie wählerisch sein. Sie geht einem Ideal nach. Auch als sich das erwachende Weibgefühl in ihr ankündigt, kommt es ihr nicht in den Sinn, ihre Person, ihr Magdtum dem ersten besten zum Geschenk darzubringen. Sie wartet wie Wagners Elsa auf ihren Lohengrin. Hat sie ihren Ritter auch nicht wie jene im Traum gesehen, so doch in der Phantasie, die angeregt wurde durch den „Telemach“ des Fénélon. Ehe „Emil“, den die Natur eigens für sie geschaffen zu haben scheint, in ihren Gesichtskreis tritt, findet sie unter den jungen Leuten ihres Verkehrs keinen, der auch nur annähernd ihrem Idealbilde entspricht.

Dies Frauenschicksal ist typisch — und deshalb soll nicht alles auf eine Karte, also auf Liebes- und Eheglück gesetzt werden.

Unsere Zeit hat es als ihre heiligste Aufgabe erkannt, diese Einseitigkeit des Rousseauschen Erziehungsideals zu überwinden, und zwar nicht etwa nur — wie viele Gedankenlose meinen — im Interesse ledig bleibender Frauen, sondern zum Wohle der Gesellschaft.

Geistig beschränkte Frauen, die sich der natürlichen Waffen ihres Geschlechts: „Anmut und List“ bedienen dürfen, sind, wo sie zur Herrschaft gelangen, wo ihre Wirkungssphäre zunimmt, kein Heil für die Gesellschaft; sie fördern nicht den Fortschritt; sie halten ihn auf.

Eine große Enttäuschung bereitet Rousseau dem Leser dadurch, daß der Bund dieser beiden neuen Menschen, die für einander geschaffen und erzogen sind, in den Anfechtungen der Welt nicht die Feuerprobe besteht.

Emil lebt in glücklichster Ehe mit Sophie und seinen zwei Kindern auf dem Lande. Sein Erzieher teilt sein Glück und macht es erst ganz vollkommen. Seine Entfernung ist der Anfang unsäglicher Schmerzen und Verirrungen.

Der Tod ihrer Eltern und ihrer Tochter macht Sophie untröstlich. Emil schlägt ihr vor, in die Stadt zu ziehen, um sich zu zerstreuen. Als sie sich „diesem Abgrund der Vorurteile und Laster" nähert, ergreift Emil eine düstere Ahnung, die er bald verscheucht. Das Leben in der Hauptstadt mit ihrem stürmischen, genußsüchtigen Wesen entfremdet Emil nach und nach seiner Familie.

Ein Ehepaar, das dem weltklugen System, sich gegenseitig in Tun und Neigungen nicht zu belästigen und zu beaufsichtigen, huldigt, schließt sich eng an Emil und Sophie an. Der Einfluß desselben auf das Betragen der befreundeten Ehegatten trennt auch diese innerlich immer mehr voneinander. Plötzlich zeigt Sophie eine auffallende Traurigkeit. Emil sucht sie durch erneute Zärtlichkeit umzustimmen; sie aber widersteht seinen Liebkosungen beharrlich und sieht endlich vor seinem unablässigen Andringen keine andere Rettung als zu gestehen, daß sie die eheliche Treue gebrochen habe.

Emil stürzt halb wahnsinnig aus dem Hause. Während einer Vorstellung in einem Theater, in das er, ohne es zu wissen und zu wollen, geraten ist,

zerfleischt er sich, ohne es zu fühlen, die Brust, daß seine Hände bluten. Noch einmal kehrt er in seine Behausung zurück, nur um stillen Abschied von seinem Glücke zu nehmen, und wandert dann hinaus in die Welt. In einem Dorfe verdingt er sich bei einem Meister zur Arbeit, die er gelernt hatte. Sophie erscheint ihm allmählich in weniger hassenswürdiger Gestalt; bei all ihrer Erniedrigung war sie doch stark genug, ihr Unrecht nicht, wie sie konnte, zuzudecken, sondern einzugestehen.

Die Liebe zieht ihn zu Sophie in Gedanken zurück; aber nach langem, qualvollem Überlegen findet er, daß sie für ihn nichts mehr ist: sie hätte sonst so nicht gegen ihn handeln können. Nur der Gedanke, daß sein Sohn noch bei ihr ist und bald mit einem Kinde eines anderen Vaters die mütterliche Liebe werde teilen müssen, versetzt ihn in neue Aufregung. Er beschließt, sein Kind und Sophie zurückzufordern.

Unterdessen war eine Unbekannte mit einem kleinen Knaben in das Dorf gekommen und hatte Emil durch eine Glastür in emsiger, friedlicher Arbeit gesehen.

Emil weiß davon nichts; aber er bemerkt ein gewisses Erstaunen der Meistersleute, wenn sie ihn an der Arbeit sehen. Er weiß, daß er erkannt ist, und dringt in die Frau seines Meisters, ihm zu gestehen, woher sie ihn kenne. Diese erzählt endlich das Begegnis mit der unbekannten Frau und fügt hinzu, als sie ihn so ruhig an der Arbeit gesehen, hätte sie zu dem Kinde gesagt: „Nein, er wird dir nie deine Mutter nehmen; komm, wir haben hier nichts zu tun.“ Darauf habe sie sich schnell entfernt.

Nach diesem sieht Emil selbst, daß eine Wieder-

vereinigung mit Sophie nur ein Akt der Schwäche von ihm wäre. Sophie mußte das erkannt haben, als sie ihn so leidenschaftslos an der Arbeit sah; sich von ihm wieder in Gnaden aufnehmen zu lassen, würde ihrem Stolze widerstrebt haben. So beschließt er denn auch selbst, leidenschaftslos zu bleiben und jede weitere Begegnung mit Sophie zu vermeiden. Er verläßt das Dorf ohne Geld und Gepäck, durchzieht Länder, Meere und Wüsten ohne Kummer als den um die für ihn Verlorene.

Auf der Überfahrt von Marseille nach Neapel wird sein Schiff vom Kapitän den Korsaren in die Hände geführt. Emil merkt die Absicht und tritt zu jenem hin mit den leise gesprochenen Worten: „Wenn wir gefangen werden, bist du des Todes; verlaß dich darauf.“ Als das Schiff wirklich genommen wird, schlägt er dem Kapitän das Haupt herunter: „Ich habe es dir versprochen, und ich halte Wort!“ Dem Korsarenkapitän reicht er den Säbel mit den Worten: „Hier, Kapitän: ich habe Gerechtigkeit geübt; du kannst desgleichen tun.“ Er aber reicht Emil die Hand und verbietet, daß er in Fesseln gelegt werde. In Algier wird er mit den andern gefesselt ins Lager geschickt.

In der Sklaverei findet sich Emil nicht weniger frei als früher; denn er hat ja gelernt, der Notwendigkeit sich zu fügen, auch war ihm Arbeit nichts Neues und sein Leib durch die Erziehung gekräftigt und ausdauernd. Zwei Malteser Ritter wissen sich weniger in ihr Los zu fügen. Mit einem derselben beschließt er, einem tyrannischen Sklavenaufseher den Gehorsam zu versagen. Die Mitgefangenen lassen sich zwar durch des Ritters feurige Worte nur augenblicklich

aufregen, setzen aber ihr Vertrauen auf Emil, der ruhig, doch mit aller Festigkeit auftritt.

Der Sklavenbesitzer verhört Emil mit vieler Mäßigung. Er erwidert ihm, ihr Haß gelte nur dem Aufseher, der ihre Kräfte rasch abnutze und ihn selbst dadurch schädige. Die Wirkung dieser ebenso ruhig gesprochenen Worte ist die, daß Emil an Stelle des Sklavenaufsehers gesetzt wird. Bald aber wird er dem Dey, der die Geschichte mit Interesse gehört hat, geschenkt und verdient dessen Achtung.

Assem-Oglu zeigt bei vielen Schwierigkeiten eine bedeutende Regierungskunst. „Er hatte seine Statthalterschaft ziemlich ruhig erhalten: alles war in besserem Zustand als zuvor, Handel und Ackerbau gediehen, die Seemacht war gewaltig, das Volk hatte Brot. Aber man hatte nicht jene glänzenden Unternehmungen . . .“

Damit bricht das Werk ab.

Aus der Wahrscheinlichkeit eröffnet der Autor mit romantischer Willkür den Blick in die Welt der unbegrenzten Möglichkeiten.

Umgekehrt ist sein Verfahren in dem Roman „Die neue Héloïse“, der ziemlich gleichzeitig mit dem „Emil“ entsteht (1761—1762). In ihm muß die Romantik den Forderungen des Alltagslebens schließlich Platz machen.

IV.

Die neue Héloïse.

Den großen Liebestraum, den Rousseau in Wirklichkeit nie hat erleben können, mußte er wenigstens in der Phantasie durchkosten. Das ist die eigentliche tiefste Ursache für die Entstehung der zwei dicken Bände „Die neue Héloïse“, in welchen der Autor niemals ganz hinter seinen Personen verschwindet. Die Briefform, in welcher die Fabel des Romans sich entwickelt, war einerseits günstig dem Ausströmen von Gefühlen und Gedanken, die oft nur die jeweilige Situation zum Vorwand nehmen, andererseits hat sie die übermäßige Ausdehnung des Stoffes veranlaßt.

Das Geheimnis, die Kunst, zur rechten Zeit zu schließen oder doch abzubrechen, war nicht Rousseaus Sache. Dafür aber verstand er sich meisterhaft darauf, gleich mit den ersten Sätzen die Spannung des Lesers zu erregen und in den Kern des Themas zu führen.

So auch in der „Neuen Héloïse.“

Gleich der erste Brief des jungen Saint-Preux an die geliebte Julie, zu welcher er im Verhältnis des Hauslehrers steht, atmet die volle Glut der Leidenschaft, die bis in die Mitte des Werks hinein seinen Herzschlag bestimmt.

Saint Preux, der später häufig mit dem Beinamen „der Philosoph“ tituliert wird, sieht seine Neigung als eine durchaus hoffnungslose an, möchte sich aber den

kleinen Trost einer Aussprache, eines offenen Geständnisses an die Geliebte verschaffen. Nachdem dieser erfolgt, will er sich entfernen, will er fliehen. Da kommt auf seinen dritten Brief, der sich im nämlichen Vorstellungskreise bewegt, nur daß das Pathos noch lebhafter wird, ein Billett von Julien mit dem Inhalt:

„Nein, mein Herr, nach dem, was Sie zu empfinden schienen, nach dem, was Sie sich unterstanden haben, mir zu sagen, entfernt sich ein Mann, wie Sie zu sein vorgeben, nicht; er tut mehr."

Und bald darauf:

„Wahnsinniger! Wenn dir mein Leben lieb ist, so wage nicht, Hand an das Deinige zu legen. Ich bin umlagert und kann Sie bis morgen weder sprechen, noch Ihnen schreiben. Warten Sie."

Und dann kommt der Brief — es ist der vierte in der Sammlung —, welcher den Liebhaber auf den höchsten Gipfel der Seligkeit trägt, weil er ihm die Gewißheit bringt, wieder geliebt zu werden.

Angst, weibliche Scham und eine dämonische Wollust darüber, daß der Zwang, sich verstellen und beherrschen zu müssen, aufgehört hat, kreuzen sich wunderlich in diesem Schreiben Juliens:

„Alles nährt die Glut, die mich verzehrt; in allem bin ich auf mich selbst angewiesen, oder alles gibt mich vielmehr dir preis. Die ganze Natur scheint mit dir im Bunde zu stehen; alle meine Anstrengungen führen zu nichts, ich verehre dich wider meinen Willen. Wie sollte dieses Herz, das nichts zu verheimlichen weiß, dir den Rest seiner Schwäche verhehlen können.

Der Zustand, in welchem ich mich befinde, ist so entsetzlich, daß ich nur zu dem meine Zuflucht zu nehmen vermag, welcher mich in ihn hineingestürzt hat, und

daß, um mich vom Untergange zu retten, du mir als einziger Beschützer gegen dich dienen mußt. Deine Tugenden sind die letzte Zuflucht meiner Unschuld, meine Ehre hat den Mut, sich der deinigen anzuvertrauen, du kannst die eine nicht ohne die andere bewahren.

O, edle Seele, bewahre sie uns beiden und habe wenigstens um deiner selbst willen Mitleid mit mir.

Welch ein Zauber liegt in der süßen Vereinigung zweier reinen Seelen! In der Überwindung deiner Begierden wirst du die Quelle deines Glückes finden, und die Freuden, die du in dir empfinden wirst, werden des Himmels selber würdig sein."

Glück, Freude, Wonnerausch durchströmen die Seele Saint Preux' beim Empfang dieses Briefes:

„O ihr himmlischen Mächte! Ich besaß eine Seele für den Schmerz, verleiht mir eine für die Seligkeit!"

Und weiter: „Nach welchem anderen Glück könnte ich trachten, wenn mein ganzes Herz kaum fähig ist, das zu tragen, welches es jetzt genießt? Ach, fasse Vertrauen zu der Liebe, die du in mir auch angefacht hast und die du so herrlich zu läutern weißt! Sei überzeugt, daß meine Verehrung für dich hinreichend ist, um nie die Hand an das kostbare Gut zu legen, das du meiner Obhut übergeben hast."

Saint Preux glaubt wohl selber an den idealen Platonismus seiner Liebe. Aber wie lange wird er sich auf dieser Höhe halten können?!

Sehen wir weiter.

Julie, obgleich nicht weniger temperamentvoll als ihr Liebhaber, kann sich den Kultus der Liebesfreundschaft länger leisten, weil angeborene Scham und überlieferte Grundsätze sie darin unterstützen. Dennoch hält sie es für ratsam, ihre Cousine Clara in ihre Nähe

zu rufen; diese soll teilnehmen an den Unterrichtsstunden, die Saint Preux Julien erteilt.

„In seinem und unserem Alter ist es besser, daß sich einem liebenswürdigen Manne gegenüber, und wenn er auch noch so tugendhaft ist, zwei Mädchen befinden, als nur eine.“

In diesem Brief an die Cousine kommt Julie auf die verstorbene Gouvernante der beiden jungen Mädchen zu sprechen:

„Daß sie uns gerade jetzt fehlen muß, diese gewandte Frau! Es wäre vielleicht vorteilhafter für uns gewesen, von Anfang an zuverlässigeren Händen anvertraut zu werden; aber wir sind zu unterrichtet aus den ihrigen hervorgegangen, um uns jetzt noch von anderen leiten zu lassen; sie allein wäre imstande gewesen, uns vor den Gefahren zu schützen, denen sie uns ausgesetzt hat.“

So lautet die Antwort Claras auf Juliens Klage:

„Gestehe, daß es die gute Frau uns gegenüber an der nötigen Vorsicht fehlen ließ, daß sie uns ohne Not Dinge mitteilte, die für unsere Ohren nicht paßten, daß sie uns unaufhörlich mit den Regeln der Galanterie, Abenteuern aus ihrer eigenen Jugend, mit Liebesgeschichten unterhielt, und daß sie, um uns vor den Fallstricken der Männer zu schützen, zwar nicht geradezu lehrte, ihnen welche zu legen, uns aber doch über tausenderlei Dinge aufklärte, welche junge Mädchen durchaus nicht zu wissen brauchen.“

Für die achtzehn Jahre der Julie nehmen sich diese kritischen Bemerkungen etwas seltsam aus.

Der in Liebesangelegenheiten genossene „Aufklärungsunterricht“ hat aber jedenfalls die Folge, daß Julie sich durchaus als „Wissende“ in das Verhältnis zu Saint

Preux hineinbegibt, daß sie, trotz aller Reinheit und Unerfahrenheit sich keinen Augenblick darüber täuscht, welchem Ziel diese Liebesleidenschaft zutreiben muß, wenngleich sie beide voreinander und vor sich selbst dieses Ziel künstlich zu verschleiern suchen. Diese Zuflucht zu trügerischen Illusionen gibt dem Briefwechsel der Liebenden zuweilen den Anstrich verlogener Sentimentalität.

Der Mann kann sich natürlich weniger beherrschen. Die Unruhe in seinem Blut preßt ihm folgende Seufzer und Klagen aus:

„Wie wunderbar sind doch die Launen der Liebe. Mein Herz hat mehr als es je hätte hoffen können und ist noch immer nicht zufrieden — — —

Alles, was Sie über das Glück unserer gegenwärtigen Lage sagen, ist unbestreitbar; ich fühle, daß wir glücklich sein sollten, und bin es gleichwohl nicht. Vergebens redet die Besonnenheit durch Ihren Mund, die Stimme der Natur ist und bleibt die stärkere. Nennen Sie mir das Mittel, ihr zu widerstehen, wenn sie und das Herz dieselbe Sprache führen. —

O Reinheit, die ich murrend verehre! Weshalb bin ich nicht imstande, Sie zu mir herabzuziehen oder mich zu Ihnen zu erheben? Aber nein, ich werde stets an der Erde haften bleiben und Sie beständig im Himmel leuchten sehen. Ach, seien Sie glücklich auf Kosten meiner Ruhe!

Inzwischen schmachte ich dahin und reibe mich auf; Feuer strömt durch meine Adern; nichts ist imstande, es zu löschen oder zu dämpfen. Ich möchte nicht sterben und bin doch dem Tode nahe. Ich möchte für Sie leben und gerade Sie nehmen mir das Leben."

Die Temperatur steigt.

Julie, die nicht minder heiß empfindet wie ihr Liebhaber, dem es durch das Feuer seiner Anbetung gelungen ist, ihre jungfräuliche Zurückhaltung in Weibessehnsucht aufzulösen, will in begreiflicher Angst die Stunde, die sie insgeheim selbst herbeiwünscht, hinausschieben, solange als möglich. Sie verschanzt sich nach Kräften:

„Hoffen Sie nicht, glücklich sein zu können, wenn ich entehrt bin. Hoffen Sie nicht, daß es Ihnen gelingen würde, meine Tränen mit zufriedenem Blicke anzuschauen!"

Und in demselben, dem elften Briefe:

„Ich bin die Jüngere, haben Sie aber nie die Bemerkung gemacht, daß sich die Vernunft bei den Frauen, wenn sie bei ihnen auch der Regel nach schwächer ist und wieder erlischt, dafür auch früher entwickelt?

Von frühester Jugend an finden wir uns mit einem so schwer zu hütenden Gute betraut, daß die Sorge es unverletzt zu bewahren, unsere Urteilskraft schon früh erweckt, und es ist ein ausgezeichnetes Mittel, die Folgen der Dinge im voraus zu berechnen, wenn man lebhaft alle Gefahren empfindet, in die sie uns stürzen können."

Hier wird vernehmlich der Gedanke angeschlagen, der als Leitmotiv durch die germanisch-romanische Belletristik weiterklingen sollte: Des Weibes Vollwert ruht auf seiner Geschlechtsehre.

Auch Friedrich Schiller hat sich diesen Gedanken in seinen Jugendwerken zu eigen gemacht. Sogar die kokette und nichts weniger als tugendhafte Julie Gräfin Imperiali im „Fiesko" bewaffnet sich mit ihm, als sie den falschen Liebesbeteuerungen des diplomatischen Fiesko zu erliegen droht:

„Wenn ich den Schlüssel zu meinem weiblichen Heiligtum an dich vertändle, womit du mich schamrot machst, wenn du willst? Was hab' ich weniger zu verlieren als alles. Das Bekenntnis willst du noch haben, daß die ganze geheime Weisheit unseres Geschlechts nur eine armselige Vorkehrung ist, unsere tödliche Seite zu entsetzen, die doch zuletzt allein von euren Schwüren belagert wird, die (ich gesteh' es errötend ein) so gern erobert sein möchte, daß all unsere weiblichen Künste einzig für dieses wehrlose Stichblatt fechten, wie auf dem Schach alle Offiziere den wehrlosen König bedecken: Überrumpelst du diesen — Matt! und wirf getrost das ganze Brett durcheinander, du hast das Gemäld' unserer prahlerischen Armut."

Es mutet uns heute solche Auffassung etwas einseitig an. Aber vielleicht oder sogar sehr wahrscheinlich hat sich doch erst auf dieser Basis der Geschlechtsehre der Wert des Individuums und der freien Persönlichkeit des Weibes entfaltet. In Zeiten und in Volksgemeinschaften, wo die physische Jungfräulichkeit des Mädchens nicht besonders viel gilt, kommt sie auch als Einzelpersönlichkeit weniger in Betracht.

Weil Rousseaus Julie sozusagen ihr ganzes Seelenheil von der Bewahrung ihres Magdtums abhängig macht, erscheint der Gedankengang, den sie nach dem Verlust desselben einschlägt, in Übereinstimmung mit der ganzen Sitten- und Lebensauffassung.

Saint Preux hat der Geliebten geschrieben: „Ich fühle, daß ich endlich zu deinen Füßen sterben muß . . . oder in deinen Armen."

Zwar wird dieser „Liebestod" noch etwas hinausgezögert durch eine Reise, die Saint Preux auf Wunsch und Befehl seiner Geliebten unternehmen muß und die

ihm auch neue, heitere und erfrischende Eindrücke vermittelt, aber ihn keineswegs von seiner Liebesleidenschaft heilt. Die Nachricht von der Erkrankung Juliens, der er brieflich einen Fluchtversuch vorgeschlagen hat, ruft ihn zurück. Juliens Widerstand ist gebrochen. Aber sie empfindet ihre Hingabe als einen „Fall.“ In diesem Lichte schildert sie das eingegangene Verhältnis auch der Freundin:

„Die Unmöglichkeit, unsere Wünsche je erfüllt zu sehen, das Bedauern, einen so ergebenen und zärtlichen Geliebten wissentlich zu täuschen, nachdem ich seine Hoffnung genährt hatte, das alles raubte mir den Mut, steigerte meine Schwäche, trübte meine Vernunft; ohne zu wissen, was ich tat, wählte ich mein eigenes Unglück. Ich vergaß alles und erinnerte mich nur, daß ich liebte. So hat mich eine augenblickliche Verirrung auf ewig zugrunde gerichtet. Ich bin in den Abgrund von Schande hinabgestürzt, aus dem sich ein Mädchen nie wieder erheben kann.“

Auch die Freundin schlägt in ihrer Antwort den gleichen Ton an:

„Unglückliches Mädchen, ach, was hast du getan? Mein Gott, du warst es so wert, dich durch Züchtigkeit auszuzeichnen! Was kann ich dir in deiner schrecklichen Lage und in der Niedergeschlagenheit, in welche sie dich versenkt, wohl sagen.“

Fast scheinen diese Worte der befreundeten Cousine nur um des ‚guten Tons‘ willen geschrieben, denn auf der nächsten Seite hebt sie ihren Sinn gleichsam auf:

„Aber weshalb so viele Tränen, treue, süße Freundin, weshalb diesen Kummer, der mit deinem Fehltritt in keinem Verhältnisse steht?“

Echt weiblich ist Juliens Versuch, vor ihren Augen und in ihrem Herzen Saint Preux' Wert zu steigern und sich selbst als ihm geistig und sittlich untergeordnet zu betrachten.

„Seitdem ich meine Blicke nicht mehr auf mich zu lenken wage, richte ich sie mit desto größerer Freude auf den, an dem ich mit ganzer Liebe hänge. Was du mir an meiner eigenen Achtung entzogen hast, übertrage ich alles auf dich, und indem du mich zwingst, mich zu hassen, wirst du mir nur um so teurer. Die Liebe, diese verhängnisvolle Liebe, verleiht dir einen neuen Wert; du steigst empor, wenn ich sinke; meine Erniedrigung scheint deiner Seele einen höheren Aufschwung gegeben zu haben. Sei du deshalb von nun an meine einzige Hoffnung; dir kommt es zu, wenn es möglich ist, mich zu rechtfertigen; decke mich mit der Rechtschaffenheit deiner Gesinnung zu; sühne mit deinem Verdienste meine Schande; gib mir durch deine Tugenden eine Entschuldigung für den Verlust der Tugenden, den du verschuldet hast. Sei jetzt, wo ich nichts mehr bin, mein ganzes Wesen. Die einzige Ehre, die mir noch bleibt, liegt lediglich in dir!"

Der Briefwechsel der Liebenden gebiert manche zarte Blüte der Empfindung, manch reizvolles poetisches Bild, das sich bei phantasievollen Naturen in der seligen Gefühlstrunkenheit leicht einzustellen pflegt.

Vor Goethes „Werther" hat wohl nur Rousseaus Saint Preux in die Farben der Landschaft die Empfindungen des Herzens hineingedichtet:

„Mir kommt die Flur lachender, das Grün frischer und lebhafter, die Luft reiner, der Himmel heiterer vor. Aus dem Gesange der Vögel scheint mir mehr Zärtlichkeit und Liebeslust herauszutönen; das Murmeln

der Bäche erfüllt mich mit einer leidenschaftlicheren Sehnsucht; süßere Düfte entströmen fernhin dem in voller Blüte stehenden Weine; ein geheimer Zauber verschönt alle Gegenstände oder verblendet meine Sinne. Man sollte fast glauben, daß sich die Erde absichtlich schmückte, um deinem glücklichen Geliebten ein Brautbett zu bereiten, das der Schönheit, die er anbetet, und der Flamme, die in ihm lodert, würdig ist. O, Julie, laß uns eilen, all diese Pracht des Frühlings durch die Gegenwart zweier treuer Liebenden zu erhöhen."

Als Lord Byron die Gestade des Genfer Sees betrat, erinnerte er sich unwillkürlich, daß daselbst der Schauplatz jenes entzückenden Liebesidylls gewesen sei, das die Phantasie Rousseaus in der „Neuen Héloïse" hervorgezaubert hatte.

Nicht unbedacht hat Rousseau diese Stätte zum Schauplatz von Empfindungen gewählt.

Er schaute hier das wahre Hochzeitsbette,
Wo Leidenschaft die reinsten Wesen quält;
Den Fleck, wo Amor Psychen sich vermählt,
Des Lieblichkeit erklärt des Gürtels Sinken;
Der einsam, doch von süßem Ton beseelt,
Wo tausend Bilder rings, mit tausend Wundern winken,
Sein Pfühl der Rhone Bett, sein Thron auf Alpenzinken."

(Childe Harold, 3. Gesang.)

Julie bleibt in dem heimlichen Liebesbund auch nach wie vor die besonnenere, überlegenere, welche den drohenden Entdeckungen vorbeugt und die Möglichkeit eines Stelldicheins erspäht. Ihrem Liebhaber

schreibt sie: „Du bist viel zu leidenschaftlich, um die nötige Vorsicht bewahren zu können, du würdest eher imstande sein, deine Leidenschaften zu besiegen als zu verbergen.“

Aber nicht nur äußere, auch innere Gefahren zeigen sich diesem verborgenen Glück. Von dem Augenblick an, da Julie in den Armen ihres Saint Preux zum Weibe geworden, ist häufig vom Unterschied und Gegensatz der Geschlechter die Rede, so von der „Miene männlicher Überlegenheit, die auch den demütigsten Anbeter nicht verläßt“. Überraschender als diese aber dürften dem liebenden, feinfühligen Weibe ein zynisches Sichgehenlassen in Worten und Gebärden sein, das der Mann sich nicht übel nimmt, sobald er den Besitz angetreten hat. So seltsam es lautet: der weiche, zarte, lyrisch angehauchte Saint Preux, der mit seiner Julie den reinsten Madonnenkultus treibt, erliegt auch dieser Einseitigkeit seines Geschlechts. Der fünfzigste Brief Juliens bringt uns den Beweis:

„Ich weiß nicht, ob Sie sich der merkwürdigen Reden erinnern, die Sie gestern abend mir gegenüber führten, sowie des Benehmens, das Sie gleichzeitig gegen mich beobachteten. Zu Ihrer Ehre und meiner Ruhe werde ich sie nicht schnell genug vergessen können, bin aber leider zu entrüstet darüber, um sie leicht zu vergessen. Dergleichen Ausdrücke hatten bisweilen wohl mein Ohr getroffen, wenn ich am Hafen vorüberging, aber ich hatte nie geglaubt, daß ein anständiger Mensch sie im Munde führen könnte. Dessen bin ich wenigstens völlig sicher, daß sie im Wörterbuch der Liebe nicht verzeichnet stehen, und der Gedanke lag mir fern, daß sie zwischen Ihnen und mir gebräuchlich werden könnten. O mein Gott, von wie

eigentümlicher Beschaffenheit muß Ihre Liebe sein, wenn sie ihre Freuden auf diese Weise würzt.

Sie kamen allerdings von einem andauernden Festmahle, und ich sehe wohl, daß man hierzulande der Unmäßigkeit, die dabei vorkommen kann, manches nachsehen muß, und das ist auch der Grund, weshalb ich mit Ihnen davon rede. Halten Sie sich versichert, daß ein Stelldichein, wo Sie mich bei kaltem Blute so behandelt hätten, das letzte in unserm Leben gewesen wäre.

Was mich indes um Ihretwillen beunruhigt, ist der Umstand, daß die Aufführung eines vom Weine erhitzten Mannes häufig nur die Wirkung dessen ist, was zu andern Zeiten in den Tiefen seiner Seele vorgeht. Soll ich etwa annehmen, daß Sie sich in einem Zustande, in welchem man nichts verhehlt, so zeigten, wie Sie wirklich sind? Was würde mein Los sein, wenn Sie auch bei klaren Sinnen so dächten, wie Sie gestern abend sprachen? Sagen Sie mir, Sie, der bisher in der Tat edle Gesinnungen liebte, sollten Sie etwa in den traurigen Wahn verfallen sein, daß glückliche Liebe der Scham gegenüber keine Rücksicht mehr zu nehmen braucht, und daß man der keine Achtung mehr schuldig ist, deren Strenge man nicht zu befürchten hat? Die wahre Liebe, die stets sittsam ist, sucht nie in frecher Weise eine Gunstbezeigung zu erzwingen; schüchtern macht sie den Versuch, sie der Geliebten abzustehlen. Geheimnis, Schweigen, furchtsame Scham erhöhen und verhüllen ihren süßen Wonnerausch. Ihre keusche Glut macht ihre Liebkosungen erlaubt und rein; Züchtigkeit und Keuschheit sind selbst im Schoße der Lust ihre Begleiterinnen, und sie allein weiß dem Verlangen der Sinne alles zu gewähren,

ohne gegen die Schamhaftigkeit zu verstoßen. Sagen Sie, der Sie die wahren Freuden kannten, wie wäre es möglich, daß sich zynische Schamlosigkeit zu ihnen gesellte? Wie sollte ihnen dieselbe nicht ihren süßen Wahnsinn und allen ihren Reiz verscheuchen? Wenn Sie nun aber auch so unglücklich wären, an einer so unzüchtigen Sprache Gefallen zu finden, wie haben Sie sich nur entschließen können, sich ihrer so zur Unzeit zu bedienen, und gegen die, welche Ihnen doch teuer ist, einen Ton anzuschlagen und Manieren anzunehmen, die ein Ehrenmann nicht einmal kennen sollte? Seit wann liegt ein Genuß darin, den Gegenstand seiner Liebe zu kränken? Ich habe nicht vergessen, daß ich das Recht auf eine achtungsvolle Behandlung verwirkt habe, aber, wenn ich es je vergäße, sollten Sie wohl besonders geeignet sein, mich daran zu erinnern? Ist wohl der Urheber meines Fehltritts dazu berufen, mir die Strafe noch härter zu machen? Sie sollten es vielmehr als Ihre Aufgabe ansehen, mich darüber zu trösten. Jedermann hat das Recht, mich zu verachten, nur Sie nicht. Sie sind der Urheber meines Falles und müßten deshalb überall für mich eintreten. Die vielen Tränen, welche ich schon über meine Schwachheit vergossen habe, verdienten wohl, daß Sie mir dieselbe weniger grausam fühlbar machten. Ich bin weder spröde, noch eine Zierpuppe. Sie wissen es nur zu gut, Undankbarer, ob dieses zärtliche Herz der Liebe etwas zu versagen imstande ist! Was mein Herz ihr gestattet hat, will es aber wenigstens nur ihr gestatten.

Sie haben mich mit der Sprache der Liebe zu vertraut gemacht, um diese mit einer so völlig verschiedenen vertauschen zu können. Beschimpfungen,

ja Schläge würde ich weniger verletzend finden, als dergleichen Liebkosungen. Entweder müssen Sie Julien entsagen oder sich in ihrer Achtung zu behaupten wissen! Ich habe es Ihnen schon gesagt: eine Liebe ohne Scham liegt außerhalb meines Begriffsvermögens; und sollte ich Ihre Liebe darüber verscherzen, so würde ich es doch noch als ein größeres Leid betrachten, sie mir um diesen Preis zu erhalten."

Und was vermag Saint Preux darauf zu erwidern? Er ist außer sich, gänzlich verständnislos, weiß von nichts, hält es für ganz unmöglich, daß er seine angebetete Julie je mit Wort, Blick oder Gebärde hätte verletzen können:

„Ich berufe mich auf dein eigenes Zeugnis. Sage, ob ich selbst in dem Ungestüm maßloser Leidenschaft je aufgehört habe, dem bezaubernden Gegenstand derselben mit der ehrerbietigsten Achtung zu nahen? Wenn ich den Lohn empfing, den meine Liebesglut verdient hatte, sage, ob ich mein Glück zu mißbrauchen wagte, um deine süße Scham zu verletzen? Wenn die glühende und doch so schüchterne Liebe hin und wieder mit furchtsamer Hand deine Reize berührte, sage, ob je eine rohe Kühnheit sich erdreistete, sie zu entweihen? Nein, glaube es nicht: ich habe dich nicht verletzen können, meine Erinnerung weiß nichts davon. Nein, Julie, ein böser Geist, neidisch auf ein für einen Sterblichen zu glückliches Los, hat, um es zu trüben, meine Gestalt angenommen, während er sich, um mich noch schlechter erscheinen zu lassen, seine Worte nicht von meinem, sondern von seinem eigenen Herzen eingeben ließ."

Dieser böse Geist ist der Alkohol. Saint Preux erklärt feierlich, mit einem Pathos, das des Anflugs un-

freiwilliger Komik nicht entbehrt, für immer dem Wein entsagen zu wollen, bis ihm Julie zu erwägen gibt: „Ei, mein lieber Freund, ist denn bei allem, was den Sinnen angenehm ist, der Mißbrauch von dem Genusse des Weines unzertrennlich? Ist die Trunkenheit mit dem Genusse des Weines notwendig verbunden? Wäre etwa die Philosophie so arm an Mitteln oder so grausam, daß sie uns keinen andern Ausweg an die Hand zu geben wüßte, um beim Gebrauche des Angenehmen Maß zu halten, als den, auf dasselbe völlig Verzicht zu leisten?“

Julie zeigt sich auch in solchen Fragen als die Klügere, schärfer und weiter Blickende. Saint Preux wechselt mit femininenhafter Launenhaftigkeit zu oft den Standpunkt. Denn in seinen Reisebriefen aus Hoch-Wallis macht er die Bemerkung: „Wer könnte sich einbilden, daß ein Mann und ein Schweizer die Flasche nicht liebte? Ich gestehe, daß ich in der Tat einen guten Wein für etwas höchst Vortreffliches halte und daß ich gar nicht abgeneigt bin, mich durch ihn in eine aufgeräumte Stimmung versetzen zu lassen, nur darf man mir keinen Zwang antun. Ich habe stets die Beobachtung gemacht, daß falsche Leute mäßig sind, und große Zurückhaltung bei Tische gewöhnlich auf einen falschen Charakter und Doppelzüngigkeit schließen läßt.“

Später, als Juliens Einfluß auf ihn durch die räumliche Trennung abgenommen hat, zeigt sich's, daß Saint Preux' schwacher Charakter keiner Überrumpelung durch die Situation gewachsen ist.

Aber solange der glückliche Liebesbund noch auf seiner Höhe ist, wird, ungeachtet kleiner Depressionen die Stufe der Ekstase immer wieder erklommen. Bei

Julien besonders nimmt die Leidenschaft die Farbe erhabener, todeskühner Entschlossenheit an:

„Nein, mein süßer Freund, wir werden nicht aus diesem kurzen Leben scheiden, ohne einen Augenblick des Glückes genossen zu haben, aber sei dennoch eingedenk, daß dieser Augenblick von den Schrecken des Todes umringt ist, daß der Eintritt in mein Zimmer tausend Zufälligkeiten unterworfen, das Weilen bei mir verderbendrohend und nun vollends der Rückzug mit der äußersten Gefahr verbunden ist. Vergiß nicht, daß wir verloren sind, sobald wir entdeckt werden, und daß nur die günstigsten Umstände imstande sind, einer solchen Entdeckung vorzubeugen. Geben wir uns keiner Täuschung hin! ich kenne meinen Vater zu genau, um den geringsten Zweifel zu hegen, daß er nicht in demselben Augenblicke mit eigener Hand dein Herz vor meinen Augen durchbohren würde, wenn er nicht sogar mit mir den Anfang machte, denn sicherlich würde ich ebensowenig Schonung erhalten wie du! und glaubst du wohl, daß ich fähig wäre, dich einer solchen Gefahr auszusetzen, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, sie zu teilen? Bedenke ferner, daß nicht die Rede davon sein kann, dich auf deinen Mut zu verlassen; das darf dir auch nicht im Traume einfallen! Ich verbiete dir sogar ausdrücklich, irgend eine Waffe zu deiner Verteidigung mitzubringen, nicht einmal deinen Degen, der dir völlig unnütz sein würde. Sollten wir überrascht werden, so beabsichtige ich mich in deine Arme zu stürzen, dich fest in die meinigen zu schließen und so den Todesstoß zu empfangen, um mich nie mehr von dir trennen zu brauchen, im Tode glücklicher als ich im Leben war.“

Das Rendezvous findet statt und verläuft ohne

Zwischenfall. Die Gefahr vor Entdeckung durch Juliens Eltern, namentlich durch den strengen, in hundert Standesvorurteilen befangenen Vater, läßt es begreiflich erscheinen, daß die Liebenden auf den Austausch langer Briefe angewiesen sind.

Aber es berührt doch seltsam, wenn Saint Preux die kurze Viertelstunde, die ihn noch von der heißersehnten Vereinigung trennt, ebenfalls dazu benutzt, seinen Sehnsuchtsgefühlen schriftlichen Ausdruck zu geben. Shakespeares Romeo besäße zu viel Temperament, um Reflexionen anstellen zu können wie Rousseau sie seinem Liebhaber in die Feder diktiert:

„Die Aufregung, in der ich hier angekommen bin, nimmt, seitdem ich diese Stätte betreten habe, fort und fort zu. Julie, so bin ich denn hier in deinem Kabinett, in dem Heiligtum der Angebeteten meines Herzens! Amors Fackel lenkte meine Schritte, denn ich habe meinen Weg zurückgelegt, ohne bemerkt zu werden.

Wie reizend dieser geheimnisvolle Aufenthaltsort ist. Alles facht hier die Glut, die mich verzehrt an und gibt ihr neue Nahrung. O Julie, er ist voll von dir, und die Flamme meiner Begierde sucht alles zu ergreifen, was an dich erinnert. Ja, alle meine Sinne sind gleichzeitig berauscht. Ein kaum wahrnehmbarer Duft, der sich nicht beschreiben läßt, süßer als von Rosen und ätherischer als von Schwertlilien, erfüllt den ganzen Raum. Mir ist als hörte ich aus ihm den schmeichelnden Ton deiner Stimme hervorklingen. Alle Stücke deiner Kleidung, die das Zimmer birgt, stellen meiner erhitzten Einbildungskraft die Teile deines Körpers dar, die sie zu erfüllen bestimmt sind. Götter, Götter, wie wird es erst sein, wenn . . . Ach, ich glaube schon zu fühlen, wie dieses zärtliche Herz unter einer glücklichen

Hand schlägt! Julie, meine reizende Julie! Überall sehe ich dich, fühle ich dich in der Luft, die du geatmet hast; du durchdringst mein ganzes Wesen. Wie gluterregend und peinigend ist dein Aufenthaltsort für mich! Es ist für meine Ungeduld fürchterlich! O komme, fliehe oder ich bin verloren!

Was für ein Glück, daß ich Tinte und Papier gefunden habe! Um das Übermaß des Gefühls zu mäßigen, leihe ich dem, was ich empfinde, Worte. Ich suche meine leidenschaftliche Erregung dadurch abzulenken, daß ich sie beschreibe!"

Im höchsten Grade unrealistisch wirkt dieser Beschreibungsfanatismus. Wer in Liebesglut brennt, begehrt gar nicht des Wassers! Die Qual als solche ist süß.

Vollends geschraubt wird die Betrachtung, wenn der Schreibende bereits die Nähe der Geliebten gewahrt: „Die Türe wird geöffnet . . . jemand tritt herein . . . sie ist es, sie ist es!" und dann noch immer nach einer Schlußkadenz für die Epistel sucht, d. h. sein Erlebnis zur ‚Literatur' werden läßt.

Der ganze Ton dieser und anderer Briefe bringt den Beweis, daß der jüngere Dumas, Bourget, Prevost u. a. in Jean Jacques Rousseau den erfahrenen Kenner schwüler erotischer Stimmungen und somit ihr Vorbild begrüßen dürfen.

„Die neue Héloïse" ist ein eigentümliches Gemisch deutscher Gefühlsseligkeit und romanischer Spitzfindigkeiten. Die didaktischen Absichten überwiegen jedoch. Wenn die Liebenden auch bei den Ekstasen ihrer Leidenschaft ständig das Wort „Tugend" im Munde führen, so will Rousseau dadurch im Leser das Gefühl wachrufen, daß die sinnlichen Triebe, die Be-

friedigung der Instinkte ihre Rechtfertigung und Veredlung aus dem Bereich der seelischen Schönheiten schöpfen sollen.

Rousseaus Héloïse unterscheidet sich von den meisten jungen Mädchen, welche in Romanen und Sittenstücken ihre weibliche Gunst ohne den Ehering verschenken, durch einen sehr wesentlichen Zug. Was Fausts Gretchen „mit ahnungsvoller Gegenwart“ ängstigt, erfüllt die Geliebte Saint Preux’ mit Beruhigung und weichen Zukunftshoffnungen. Héloïse ist eine Freundin der Einsamkeit; sie spricht nur die Gedanken des Dichters aus, wenn sie ihrem Freunde schreibt: „Laß uns wieder zu diesem einsamen und friedlichen Leben zurückkehren. In ihm ist unsere Liebe erwacht und großgezogen; bei einem Leben, das uns mehr Zerstreuungen darbietet, könnte sie vielleicht nur matter werden. Alle edlen Leidenschaften bilden sich stets in der Einsamkeit, die große Welt, in der keinem Gegenstande die Zeit bleibt, einen tiefen Eindruck hervorzubringen, und in der Verschiedenartigkeit des Urteils die Kraft der Empfindungen schwächt, ist leidenschaftslos. Der Aufenthalt in der Einsamkeit steht auch mehr mit meiner Schwermut in Einklang; sie nährt sich mit derselben Speise wie meine Liebe. Übrigens kann eine Zeit kommen, wo ich mich zu einem zurückgezogenen Leben genötigt sähe! wäre sie nur schon da, diese ersehnte Zeit! Aus Klugheit und eigener Neigung nehme ich schon im voraus Gewohnheiten an, welche mit dem übereinstimmen, was die Notwendigkeit erheischen kann. Ach, wenn mir mein Fehltritt die Mittel an die Hand geben könnte, ihn wieder gut zu machen! Die süße Hoffnung, daß ich dereinst . . .“

Als Saint Preux’ Unbesonnenheit um ein Haar ein

Duell heraufbeschwört, weil einer seiner Bekannten, Mylord Eduard, sich eine Anspielung auf das heimliche Verhältnis gestattet hat, schreibt Julie:

„Du hast mir bisweilen die Ehre angetan, mich mit dem zärtlichen Namen Gattin anzureden; vielleicht kann ich schon in diesem Augenblicke Anspruch auf den Namen Mutter machen. Willst du mich, bevor uns noch ein heiliges Band vereinigt hat, schon als Witwe hinterlassen?“

Juliens Mutterhoffnungen verwirklichen sich jedoch nicht. Eine heftige Auseinandersetzung mit ihrem Vater, der Argwohn geschöpft hat, ohne indes den wirklichen Tatbestand zu ahnen, zieht ihr einen Unfall zu, der das in ihrem Schoße keimende Leben vernichtet.

Das bringt, ohne daß zunächst darauf ein starker Akzent gelegt wird, eine allmähliche Umgestaltung in das Verhältnis und führt Julie auf den Weg und dem Ziele zu, das der Vater für sie erkoren, als er einem seiner besten Freunde, dem ältlichen und sehr vortrefflichen Herrn von Wolmar die Hand der einzigen Tochter versprochen hatte. „Ehre“ und „Pflicht“, trotz alles Pathos ganz konventionell gefärbt, treten an die Stelle von „Liebe“, „Leidenschaft“, „Naturrecht“.

Julie, die anfangs ganz im Sinne ihres Liebhabers gedacht hatte, als die Rede auf das Verhältnis zwischen „Abälard und Héloïse“ kam: „Die einzige Strafe dafür, sich geliebt zu haben, besteht in der Pflicht, sich ewig zu lieben“, bekehrt sich zu folgendem Standpunkt: „Ich habe mich lange dem trügerischen Wahne hingegeben, und Sie sind von demselben vielleicht noch immer befangen, daß Liebe die notwendige Voraussetzung einer glücklichen Ehe sei. Glauben Sie mir, mein Freund, das ist ein großer Irrtum: wenn Ehe-

leute rechtschaffen und tugendhaft sind und einigermaßen füreinander passen, weniger dem Stande und Alter als dem Charakter und der Gemütsverfassung nach, so reichen diese Eigenschaften aus, sie glücklich zu machen, und es ist durchaus nicht gesagt, daß sich aus solcher Verbindung nicht noch ein sehr zärtliches Verhältnis herausbilden könne, welches, wenn auch nicht gerade Liebe, doch nicht weniger süß und jedenfalls anhaltender ist. Die Liebe ist von einer unaufhörlichen Unruhe begleitet, die entweder in der Eifersucht oder in der Entbehrung ihre Wurzel hat, und ein solches Gefühl verträgt sich nicht mit der Ehe, die ein Zustand friedlichen Genusses ist. Man verehelicht sich nicht, um nur aneinander zu denken, sondern um vereint die Pflichten des bürgerlichen Lebens zu erfüllen, die Haushaltung verständig zu leiten und seine Kinder gut zu erziehen. Liebende haben nur füreinander Augen, beschäftigen sich ausschließlich nur mit sich und wissen weiter nichts, als sich zu lieben. Es gibt keine Leidenschaft, die uns in so hohem Grade verblendet wie die Liebe; man betrachtet ihre Heftigkeit als einen Beweis dafür, daß sie nie aufhören werde. Aber im Gegenteil, ihre Glut ist gerade das, was sie verzehrt; sie nutzt sich mit der Jugend ab, erstirbt mit der Schönheit, erlischt unter dem Eise des Alters, und solange die Welt steht, hat man noch nie zwei Liebende in weißen Haaren füreinander schmachten sehen. Man muß folglich darauf rechnen, daß man früher oder später aufhören werde, einander anzubeten. Ist erst das Götzenbild, dem man diente, dahingesunken, dann sieht man sich gegenseitig so wie man ist.

Was nun mein Verhältnis zu Herrn von Wolmar betrifft, so haben wir uns durch keine Illusion für-

einander einnehmen lassen. Wir sehen uns so, wie wir wirklich sind. Das Gefühl, welches uns verbindet, ist nicht die blinde Aufwallung leidenschaftlicher Herzen, sondern die unwandelbare, bleibende Zuneigung zweier redlicher und vernünftiger Personen, welche, bestimmt miteinander zu leben, bis der Tod sie scheidet, mit ihrem Lose zufrieden sind und sich dasselbe gegenseitig angenehm zu machen suchen."

Sehr verständig, sehr nüchtern und praktisch klingt das alles — aber diese „Bekehrung" legt sich wie Mehltau auf den üppigen Liebesfrühling, den Rousseaus Phantasie zuerst heraufbeschworen hatte. Indem Julie „vernünftig" wird und das Ideal einer korrekten, bürgerlichen Ehe anstrebt, drückt sie selbst ihrem einstigen Liebesbunde mit Saint Preux den Stempel des irregulären Verhältnisses und der Verfehlung auf. Die „Ehe", obgleich sie nur der eiserne Wille des beschränkten Vaters veranlaßt hat, erscheint plötzlich als das Heilige, die Jugendliebe als das Unheilige, als die Verirrung, die überwunden werden muß.

Was ist nun aber „Ehe"? Gabriele Reuter trifft des Wesens Kern mit der kurzen Erläuterung: „Ich möchte bemerken, daß ich unter dem Begriff ‚Ehe' jeden ernsten Bund zwischen Mann und Weib verstehe, der zum Zweck einer Lebensgemeinschaft geschlossen wird." Demnach trägt auch das Verhältnis zwischen Saint Preux und Julie, da es ja nicht als flüchtige Tändelei aufgefaßt wird, durchaus den Charakter einer Ehe.

Was berechtigt Julie, diesen Charakter zu verwischen, nicht mehr anzuerkennen? Sind es doch nicht innere Gründe, sondern äußere Verhältnisse, welche das Band zwischen ihr und dem so heißgeliebten Freunde

gelöst haben. Der Sieg, den Julie über sich und ihre aussichtslose Jugendneigung davongetragen hat, gewährt uns keine reine Freude, trägt keine echte Größe in sich, ist vielmehr ein Zugeständnis an das Herkömmliche, an die Konvention, der Rousseau sonst bei jeder Gelegenheit den Krieg erklärt. In „Der neuen Héloïse" aber streckt er genau wie im „Emile" plötzlich die Waffen und gibt sein eigenes Prinzip auf.

Bei der Heldin des großen Liebesromans hat man in der zweiten Hälfte des Buchs den Eindruck:

„Mich mahnt dein Herz, das helle,
Nun frei von Kampf und Weh,
An eine Riesenwelle,
Die müde ward der See.

Die sich im Überborden
Einst aus dem Meer gewiegt,
Und nun, zum Teich geworden,
Tiefblau im Walde liegt.

Wohl nicken grüne Erlen,
Darüber, schlummerschwer —
Doch hat sie keine Perlen
Und keine Stürme mehr."

Schönaich-Carolath.

Gedankenperlen und Gefühlsstürme finden sich tatsächlich in den nachfolgenden Blättern nicht mehr. Langatmige Betrachtungen, steifes Dozieren lähmt den unmittelbaren, frischen Pulsschlag.

Die Entfernung, welche Julie zwischen sich und Saint Preux geschaffen hat — dieser ist nach Paris gegangen, — kann sie nur in ihren „tugendhaften" Entschlüssen bestärken. Der Briefwechsel dauert zwar

fort, aber er bekommt einen anderen Inhalt. Allgemeine Interessen und Fragen werden neben rein persönlichen berührt, und zwar immer solche Fragen, die im Mittelpunkte von Rousseaus Lebensweisheit stehen.

Saint Preux bringt die Berührung mit der großen Welt kein Gewinn. Julie schreibt ihm: „Ich fürchte nicht, daß dich die groben Sinnengenüsse verführen werden, für ein fühlendes Herz sind sie ziemlich ungefährliche Fallstricke; es gehören feinere dazu, um ein solches zu verlocken. Dagegen fürchte ich die Grundsätze und Lehren der Welt; ich fürchte die furchtbare Macht, welche das allgemeine und beständige Beispiel des Lasters haben muß; ich fürchte die feinen Sophismen, die es als Deckmantel benutzt, ich fürchte endlich, daß dich dein eigenes Herz täuschen und dich weniger wählerisch hinsichtlich der Mittel machen werde, dich zu einer angesehenen Stellung emporzuschwingen, fürchte, daß du Mittel ergreifen könntest, die du verachten würdest, könnte unsere Verbindung nicht vielleicht die Frucht davon sein."

In anderem Sinne als sie denkt, gerät der Freund auf abschüssige Bahnen, hört aber niemals auf, in keiner noch so heiklen Frage, die Geliebte zur Vertrauten und Beraterin zu machen.

Mit einem gewissen Grauen betritt Saint Preux die Stadt Paris; er erblickt anfangs in diesem Menschengewühl, diesem Chaos nichts als eine grauenvolle Einöde.

Der Begriff der „Großstadt" war zur Zeit Rousseaus noch kaum geprägt. London konnte damals höchstens Anspruch darauf erheben. Es dauerte von der Niederschrift „Der neuen Héloïse" (1761) noch volle 81 Jahre, bis das Material vorhanden war, nach welchem Eugène Sue seine „Geheimnisse von Paris"

(1842) verbreiten konnte. Und schon schleudert Rousseau resp. Saint Preux jene Vorwürfe und Anklagen gegen die Weltstädte, welche einen der Grundtöne in den Schriften des Engländers John Ruskin bilden.

Wenn wir bei diesem Sätze lesen wie: „Die moderne Arbeitsweise hat noch kein Jahrhundert gewirtschaftet und die Folgen einer erschlaffenden Überreizung geben sich in allen Ländern kund. Der ungemein schnelle Umtrieb, die tausendfachen Eindrücke, von welchen das menschliche Gehirn fortwährend bestürmt wird, alles das beschleunigt die körperliche und geistige Entartung.“ Oder:

„Wenn man die Geschichte der Familien studiert, aus deren Mitte heraus jene mächtigen Persönlichkeiten hervorgegangen sind, welchen jeglicher Fortschritt in der Geschichte zu verdanken ist, so wird man die Regel bestätigt finden, daß die Urkraft zu ihren Leistungen, Muskel und Nerv, vornehmlich in den anspruchslosen Kreisen gebildet worden ist, zumeist da, wo die Grundlage der Arbeit mit dem Landleben zusammenhing. Mächtige Männer sind zumeist keine Produkte städtischen Pflasters, sondern der Scholle“, so ließen sich solche und ähnliche Stellen ohne weiteres in die Schriften Rousseaus hineintragen, ohne daß ein Anachronismus oder eine Stilwidrigkeit entstünde.

Was Saint Preux über die Unterhaltung in den Pariser Salons zu berichten weiß, deckt sich mit Rousseaus eigenen Erfahrungen: „Man spricht über alles, damit sich ein jeder an dem Gespräch beteiligen könne. Um Langeweile zu verhüten, vermeidet man es, die Gegenstände der Unterhaltung völlig zu erschöpfen; man wirft einzelne Fragen gleichsam beiläufig auf und bleibt nur kurze Augenblicke bei ihnen stehen, die

Klarheit des Ausdrucks führt zur Eleganz; jeder sagt seine Meinung und sucht ihre Richtigkeit mit wenigen Worten nachzuweisen; niemand läßt bei Bekämpfung fremder Ansichten einen leidenschaftlichen Eifer durchblicken, niemand verteidigt die seinigen mit eigensinniger Hartnäckigkeit; man bespricht die Fragen, um sich aufzuklären und bricht das Gespräch ab, ehe es zum Streite kommt. Jeder unterrichtet sich, jeder ergötzt sich, alle gehen befriedigt fort. Was denkst du indessen, daß man im Grunde genommen aus diesen so reizenden Unterhaltungen lerne? Sich ein gesundes Urteil über die Dinge der Welt bilden? Sich eine sichere Stellung in der Gesellschaft gründen? Sich Menschenkenntnis, ja auch nur Kenntnis der Menschen erwerben, mit denen man zusammen lebt? Nichts von dem allen, meine Julie. Man lernt die Lüge gewandt verteidigen, auf philosophischem Wege alle Grundsätze der Tugend erschüttern, seine Leidenschaften und Vorurteile mit spitzfindigen Sophismen bemänteln und seinen falschen Ansichten nach der gerade herrschenden Tagesmeinung einen gewissen modischen Anstrich verleihen. Man braucht gar nicht erst den Charakter der Menschen zu kennen, sondern nur ihre Interessen, um ungefähr zu erraten, was sie zu jeder Sache sagen werden."

Es ist der Kreis seines großen Antipoden Voltaire und seiner enzyklopädistischen Freunde — wenn überhaupt der Begriff ‚Freundschaft' in diesem Zirkel von ausgesprochenen egoistischen Lebenskünstlern aufblühen konnte —, den Rousseau hier mit wenigen markanten Strichen abschildert. Rousseau hat sich in dieser Gesellschaft niemals wohlgefühlt, denn für die Art der leichten plänkelnden Konversation war er so wenig begabt wie Nietzsche. Im Salon spielte er keine

Rolle, zog im Redeturnier meist den kürzeren, denn Kritik und Satire sind nach Rousseau nur dazu geeignet, die Lampe zu putzen — das Öl liefern sie nicht. Versuche, wie sie heute zuweilen unternommen werden, den Kritiker zum schöpferischen Künstler aufzubauschen, müßten in den Augen Rousseaus als gänzlich unfruchtbar erscheinen.

Auf das hohle Treiben gewisser Großstadtkreise passen auch heute noch die Angaben: „Man sollte denken, daß sich wenigstens allein dastehende Personen, welche in Unabhängigkeit leben, eine selbstständige Meinung bilden werden. Dies ist durchaus nicht der Fall. Wieder sind es nichts als Maschinen, die nicht selbst denken, sondern deren Denktätigkeit durch Fremde in Bewegung gesetzt wird. Es ist nichts weiter nötig, als sich nach ihren Gesellschaften, nach ihrer Parteistellung, nach ihren Freunden, nach den Frauen, die zu ihrem Umgangskreise gehören, nach den Schriftstellern, mit denen sie verkehren, zu erkundigen, und es läßt sich dann mit Gewißheit vorhersagen, wie sie über ein Buch, dessen Erscheinen bevorsteht und das sie nicht gelesen haben, über ein Stück, das nächstens zur Aufführung gelangen wird und das sie nicht gesehen haben, über diesen und jenen Autor, den sie nicht kennen, über dieses oder jenes System, von dem sie nicht die geringste Vorstellung haben, urteilen werden."

Trotz dieser Kritik kann es nicht ausbleiben, daß Saint Preux eifrig Gesellschaften, Theater, Vergnügungen aller Art aufsucht, denn man kann dem Leben nicht nur als Zuschauer gegenüberstehen. „Man sieht die anderen nur in Tätigkeit, soweit man selbst tätig auftritt. In der Schule der Welt wie in der Schule der

Liebe schwingt man sich erst durch Übung zum Meister empor."

Indessen kann Saint Preux es nicht verhindern, daß er in den großen Mahlstrom Paris mit einem Teil seines Wesens hineingerät, daß sich bei ihm allmählich jener rauschähnliche Zustand einstellt, in welchen dieses bewegte und geräuschvolle Leben alle, die es führen, versetzt, und sich seiner eine Betäubung bemächtigt, wie sie die zu beschleichen pflegt, vor deren Augen man eine Menge Gegenstände in schnellem Fluge vorüberführt. In einem solchen Rauschzustande, zu dem sich ein wirklicher gesellt, bricht er Julie die Treue des Leibes.

Seine Reue, seine Verzweiflung, ja sein Ekel über seine Verirrung in den Armen einer Kurtisane, sind stark und aufrichtig, aber Julie hat recht, wenn sie auf seine Beichte antwortet: „Ihr Fehler liegt darin, daß Sie es haben über sich gewinnen können, den Abend an einem Ihrer so wenig würdigen Orte zuzubringen und sich nicht in demselben Augenblicke von ihm losgerissen haben, in welchem Sie sich klar darüber geworden waren, in was für einem Hause Sie sich befänden. Ihre Entschuldigungen in dieser Hinsicht lauten geradezu kläglich. ‚Es war zu spät, mich jetzt noch zurückzuziehen.' Als ob man an solchem Orte irgend eine Rücksicht zu nehmen braucht, oder als ob die Verletzung des Anstandes ein größeres Verbrechen wäre als die Verletzung der Tugend?"

Saint Preux' Logik steht da, wo es sich darum handelt, Theorie in Praxis umzusetzen, meist auf schwankenden Füßen, doppelt auffällig bei einem Menschen, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne die Dinge, die Lebenserscheinungen nach dem

Gesetz von Ursache und Wirkung zu prüfen. So macht er in der zweideutigen oder vielmehr recht eindeutigen Gesellschaft, in die ihn Pariser Lebemänner geführt, seine ganz zutreffenden Beobachtungen:

„Die Gespräche waren nicht zärtlich, sondern unanständig, und die Frauen suchten durch die Unordnung ihres Anzuges die Begierden anzufachen, welche gerade umgekehrt jene erst hätten verschulden sollen. Anfangs hatte das auf mich nur die entgegengesetzte Wirkung, und alle ihre Bemühungen mich zu verführen, dienten nur dazu, mich mit noch größerem Widerwillen zu erfüllen. Süße Scham, sprach ich zu mir selbst, höchste Wonne der Liebe, um welche Reize bringt sich ein Weib, sobald sie dich ablegt!"

Aber wo bleiben die Konsequenzen dieser löblichen Meditationen? Hat Julie nicht recht zu der Bemerkung: „Über die vermeintliche Sicherheit, die Ihnen Ihr Widerwille verleihen sollte, will ich kein Wort verlieren, denn der Ausgang hat Ihnen ja gezeigt, wie wenig Grund Sie hatten, sich auf sie zu verlassen."

Saint Preux hat, wie sein Auftraggeber Rousseau, von dem er ja doch nur ein mehr oder minder idealisiertes, poetisches Spiegelbild ist, ein starkes Bedürfnis nach Tugend, es drängt ihn, in der Luft der Freiheit, d. h. in der des Ideals, zu atmen, aber dabei ist er von ebenso tobender Sinnlichkeit erfüllt wie der heimatlose, von Lebensexperiment zu Lebensexperiment getriebene Rousseau, der mit fast religiöser Inbrunst nach einem Heilmittel für die Schäden der Kultur sucht, denen sein Organismus bis zu einem gewissen Grade selbst schon verfallen ist. So bleibt auch die Größe wilder Elementarkraft den Liebesekstasen seines Helden fern, aber von einer gewissen Rokokolüsternheit sind

die erotischen Vorstellungen desselben erfüllt, wenn er z. B. bei der Beurteilung des Porträts, das Julie ihm von sich gesendet, die tadelnde Bemerkung einfließen läßt: „Eigentümlich ist es, daß ein Liebhaber hinsichtlich der Verhüllung des Oberkörpers strenger urteilen soll als ein Vater, allein ich finde dich in der Tat etwas frei gekleidet. Juliens Porträt muß sittsam sein wie sie selbst. Liebe, nur dir dürfen sich solche Geheimnisse entschleiern! Du sagst, der Maler habe hierin seiner Phantasie freien Spielraum gelassen. Ich glaube es. Ach, hätte er von diesen verhüllten Reizen auch nur das geringste erblickt, so hätten seine Augen sie verschlungen, oder seine Hand hätte den Versuch aufgegeben, sie zu malen: aber weshalb mußte seine Kunst so vermessen sein, sich solche Reize auch nur zu denken? Es zeigt sich nach meinem Dafürhalten hierin nicht nur ein Mangel an Schicklichkeit, sondern auch ein Mangel an Geschmack. Ja, dein Gesicht ist zu keusch, um mit der unordentlichen Gewandung deines Busens zu harmonieren. Man sieht, wo sich das eine blicken läßt, darf sich das andere nicht zeigen; nur der Liebeswahnsinn kann beides miteinander in Einklang bringen. Wenn seine glühende Hand zu entschleiern wagt, was die Scham verhüllt, dann sagt die Trunkenkeit und Verwirrung deiner Augen, daß du nicht mehr daran denkst und nicht, daß du es absichtlich den Blicken preisgibst."

Alles in allem genommen macht Saint Preux durchaus den Eindruck eines Menschen, der geleitet und gelenkt sein will, und zwar von einem edlen, weiblichen Wesen wie Julie es ist. Aber seine ganze Veranlagung läßt die Möglichkeit offen, daß er ebensogut einem niedrigen Einfluß erliegen könnte. Einen starken

Schutz und Schirm durfte Julie sich nie von ihm erhoffen. Das gerade Gegenstück zu Saint Preux ist Herr von Wolmar, der mit der Ritterlichkeit des Seigneurs alter Schule die ruhige Gelassenheit eines modernen Weltmanns vereinigt und in seiner Weise fast ein noch besserer Philosoph ist als der stürmische, von wechselnden Empfindungen hin und her gepeitschte Jüngling, der, gerade so wie Goethes Tasso, als Mann noch den Knaben spielt. Aus den Ansichten, die Herr von Wolmar entwickelt, fließt auch das Resultat der George Sandschen Ethik: tout comprendre c'est tout pardonner. Einzig ein solcher Gatte konnte Julie taugen. Ihrer seelischen „Umwandlung", die sie uns im allgemeinen gerade nicht sympathischer macht, vermag eine derartige in sich gefestete Persönlichkeit zur Rechtfertigung zu dienen. Es tut nichts, daß Herr von Wolmar ein Freigeist ist, d. h. ganz durchdrungen von den Aufklärungsgedanken, die von Bayle bis Voltaire die Köpfe der jungen, französischen Generation beherrscht haben, während Julie eine stark religiös veranlagte Natur ist. Rousseau hat zeigen wollen, daß sich in der Ehe beides sehr gut verträgt, wofern einer dem andern die nötige Toleranz entgegenbringt, und daß Frömmigkeit, die dem Manne leicht den Stempel der Beschränktheit aufdrücken könnte, dem anschmiegungsbedürftigen Wesen der Frau nur einen neuen Reiz verleihe.

Je mehr „Die neue Héloïse" von der eigentlichen „Handlung", die einen künstlich konstruierten Eindruck in ihrem ferneren Verlauf macht, abrückt, findet sich Raum zur Einschaltung aller möglichen Fragen, die damals und auch jetzt noch die Teilnahme der Gebildeten erregen müssen.

Ungefähr um den nämlichen Zeitabschnitt, da unser Lessing die Gedanken zu seiner „Hamburger Dramaturgie“ sammelte, schrieb auch Saint Preux-Rousseau seine Ansichten über das französische Drama nieder. Er kam zu einem ähnlichen Ergebnis wie der deutsche Forscher.

„Im allgemeinen herrscht auf der französischen Bühne viel Deklamation und wenig Handlung; vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß der Franzose in der Tat mehr spricht als handelt, oder daß er wenigstens mehr Wert auf das legt, was man sagt, als auf das, was man tut. Bei all ihrem Geiste sind Racine und Corneille doch nichts als Schönredner.

Die Franzosen suchen auf der Bühne nicht Natur und Illusion, sondern nur Geist und Gedanken. Die Form steht ihnen höher als die treue Nachahmung der Natur.“

Welches Vorstellungsgebiet Rousseau auch betritt, ob er nun die Einfachheit entlegener Alpendörfer im Gegensatz zu der Stadtkultur preist, ob er dem schönen, melodischen Fluß der italienischen Musik den Vorzug vor der wärmeren, rezitativisch gehaltenen französischen Tonkunst einräumt, ob er das handlungsreichere Drama der Engländer über das rhetorische Theater der Franzosen stellt . . . in allem und jedem klingt als Leitmotiv sein Grundprinzip an: Laßt uns zur Natur zurückkehren, d. h. zu einfachen, gesunden Verhältnissen, die das gerade Gegenteil von dem sind, was man jetzt den Menschen als Fortschritt und Zivilisation aufschwatzen möchte.

Wir haben absichtlich so lange bei „Der neuen Héloïse“ verweilt, weil in diesem Liebesroman

der ganze Rousseau zu uns spricht, weil jede Saite seines Wesens hier zum Erklingen kommt.

Mit sehr neidischen Augen muß jedenfalls Voltaire das Buch gelesen haben, wenn er darüber das abgeschmackte Urteil fällen konnte: „Die erste Hälfte schiene ihm in einem Bordell, die zweite im Irrenhause geschrieben."

V.

Rousseaus Staatsideal.

Als Ergänzung, aber keineswegs als Vollendung des „Emile" haben wir die Schrift „Der Gesellschaftsvertrag" (contrat social) anzusehen, der wohl bald nach dem großen Erziehungsroman entstanden ist und vielleicht nur als das Bruchstück einer größeren Arbeit („Politische Institutionen") aufgefaßt werden kann, zu deren Ausführung es dann nicht mehr kam.

Der „Contrat sozial" wird so häufig erwähnt, weil er in der Geschichte der ersten großen französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt hat, sowohl, als die Nationalversammlung die „Erklärung der allgemeinen Menschenrechte" in die Welt sandte, wie auch, als der Konvent die Abschaffung des Königtums beschloß.

Eine eigentlich antimonarchische Tendenz hat der Gesellschaftsvertrag nicht, aber dem einstigen Genfer Bürger erscheinen die Einrichtungen der Republik allerdings verehrungswürdiger als die Zustände in einer Monarchie, zumal er unter dem Bilde einer solchen direkt und indirekt nichts anderes aufzufassen vermag als die korrupten Verhältnisse, welchen die Regentschaft und Ludwig XV. samt Kreaturen ein für allemal ihren Namen und Stempel aufgedrückt hatten.

Im günstigsten Falle erscheint ihm die Monarchie in nahe Verwandtschaft mit dem Despotismus gebracht. Etwas von diesen Rousseauschen Anschauungen hat

auch noch auf den jugendlichen Schiller abgefärbt, wenn er seinen Marquis Posa sprechen läßt: „In Monarchien darf ich niemand lieben als mich selbst.“

Auf das Zeitalter Philipps von Spanien, auch auf das Kleinstaatentum mit seiner Streberwirtschaft, wie Schiller es aus eigener Anschauung kennen gelernt, mag dieser Gedanke schon passen. Für uns ist er heute total verbraucht, denn gegen den krassen Egoismus, wie ihn heute die Kapitalwirtschaft erzeugt, deren Träger zum großen Teil eine demokratisch gesinnte Bourgeoisie ist, bieten nunmehr die Monarchien ein gutes Gegengewicht, wofern sie von jenem Geist beseelt sind, der einst das Riesenwerk des preußischen Staates geschaffen hat.

Heutzutage sind die Menschen in den Republiken nicht tugendhafter oder humaner wie in den Monarchien. Die dritte Republik von Frankreich hat genau so ihre Skandale, Krachs, „Zersetzungsprozesse“, welche Zola als typisch für die Gesellschaft des zweiten Empire ansehen wollte, auf Amerika werfen Bücher wie Sinclairs „Sumpf“ und „Industriebaron“ entsetzliche Streiflichter, und in den einst von Haller und Rousseau gleichzeitig so warm verherrlichten Stätten und Städten der Schweiz, in Zürich, Genf, Lausanne (für das letztere halte man sich nur beispielsweise an den Roman „Götz Krafft“) existiert eine Lebewelt so skrupellos und blasiert wie in Berlin oder Wien.

Aber als Rousseau seinen „Gesellschaftsvertrag“ abfaßte, welcher in der völligen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen die würdigste Staatsform erblickt, hatte Genf noch etwas von den theokratischen Erinnerungen der Calvinschen Ära bewahrt.

Im 16. Jahrhundert hatte Calvin in dem politisch,

kirchlich und sittlich in Verfall begriffenen Genf eine Kirchenzucht geschaffen, die den einzelnen in allen Lebensbeziehungen festhielt und von der Wiege bis zur Bahre beherrschte.

Diese christliche Republik war ein Gottesstaat (Theokratie) nach dem Vorbilde des Alten Testaments. Calvin wollte nicht, daß die Kirche den Staat beherrsche, aber auch nicht umgekehrt. Bei ihm sollte der Staat die Kirche so vollständig in sich aufnehmen, daß die Grenzen beider vollkommen verschwänden.

Rousseau ist zwar nach dem Philosophen Bayle der erste gewesen, welcher die Forderung von der „freien Kirche in einem freien Staate“ aufgestellt hat, eine Forderung, die im 20. Jahrhundert das moderne Frankreich in die Praxis zu übersetzen versucht, aber es klingt fast wie eine Wiederbelebung der straffen Disziplin des Genfer Reformators, wenn Rousseau im 8. Kapitel des „Gesellschaftsvertrags“ sagt: „Für den Staat ist es von großer Wichtigkeit, daß sich ein jeder Bürger zu einer Religion bekennt, die ihn seine Pflichten liebgewinnen läßt. Es gibt demnach ein rein bürgerliches Glaubensbekenntnis, und die Festsetzung seiner Artikel ist lediglich Sache des Staatsoberhauptes. Es handelt sich hierbei nicht eigentlich um Religionslehren, sondern um allgemeine Ansichten, ohne deren Befolgung man weder ein guter Bürger noch ein treuer Untertan sein kann. Als Cäsar bei der Verteidigung des Catilina den Satz von der Sterblichkeit der Seele aufzustellen suchte, verloren Cato und Cicero zu seiner Widerlegung die Zeit nicht mit philosophischen Erörterungen, sondern begnügten sich, den Nachweis zu liefern, daß Cäsar als schlechter Bürger spräche und eine dem Staat verderbliche Lehre aufstellte.

Der Staat hat das Recht, nach Rousseau, jeden, der an die von ihm aufgestellten Ansichten nicht glaubt, zu verbannen, zwar nicht als einen Gottlosen, wohl aber als einen, der den Gesellschaftsvertrag verletzt, der unfähig ist, Gesetze und Gerechtigkeit aufrichtig zu lieben und im Notfalle sein Leben seiner Pflicht zu opfern. Sobald sich jemand nach öffentlicher Anerkennung dieser bürgerlichen Glaubensartikel doch als Ungläubiger zu erkennen gibt, so verdient er die Todesstrafe; er hat das größte aller Verbrechen begangen; er hat einen wissentlichen Meineid im Angesicht der Gesetze geleistet. Die Lehrsätze der bürgerlichen Religion müssen einfach, gering an Zahl und bestimmt ausgedrückt sein und keiner Auslegungen und Erklärungen bedürfen. Das Dasein einer allmächtigen, weisen, wohltätigen Gottheit, einer alles umfassenden Vorsehung; ein zukünftiges Leben, die Belohnung der Gerechten und Bestrafung der Gottlosen, die Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages und der Gesetze.

Das sind positive und untrügliche Glaubenssätze."

Von solchem Standpunkt aus müßte Rousseau die Staatsraison Athens, die Sokrates zum Schierlingsbecher verurteilte, durchaus billigen, denn Sokrates kehrte sich nicht an die elementaren Wahrheiten der griechischen Volksreligion.

Aber auch, um in unserer Zeit zu bleiben, ein David Strauß, Karl Voigt und Ernst Haeckel bekämen keine Professur in einem Gemeinwesen, in welchem Rousseaus Staatsideal mit allen seinen Konsequenzen durchgeführt worden wäre.

Wenn der sonst so umsichtige und scharf ab-

wägende York von Wartenberg in seiner „Weltgeschichte in Umrissen“ sagt, daß die Utopien Rousseaus über den ursprünglichen sozialen Zustand des Menschen und dessen notwendige Wiederherstellung ganz denen der heutigen Sozialdemokratie gleichen — so stimmt das doch nicht. Weder diese, noch der blutige Jakobinerkonvent von 1790 hatte ein unbedingtes Recht, sich auf Rousseaus „Gesellschaftsvertrag“ zu berufen.

Rousseau wirft zuerst die Frage auf, wie die Gesellschaft vor der Staatenbildung ausgesehen habe und begnügt sich bei der Beantwortung mit einer Hypothese, weil die Entstehung aller Staaten in vorgeschichtliche Zeiten falle.

„Ich nehme an, daß sich die Menschen bis zu der Stufe emporgeschwungen haben, wo die Hindernisse, die ihrer Erhaltung in dem Naturzustande schädlich sind, durch ihren Widerstand die Oberhand über die Kräfte gewinnen, die jeder einzelne aufbieten muß, um sich in diesem Stande zu behaupten. Dann kann dieser ursprüngliche Zustand nicht länger fortbestehen, und das menschliche Geschlecht müßte zugrunde gehen, wenn es die Art seines Daseins nicht änderte. — Da nun die Menschen unfähig sind, neue Kräfte hervorzubringen, sondern lediglich die einmal vorhandenen zu vereinigen und zu lenken vermögen, so haben sie zu ihrer Erhaltung kein anderes Mittel, als durch Vereinigung eine Summe von Kräften zu bilden, die den Widerstand überwinden kann, und alle diese Kräfte durch eine einzige Triebkraft in Bewegung zu setzen und sie in Gemeinschaft wirken zu lassen. Eine solche Summe von Kräften kann nur durch das Zusammenwirken mehrerer entstehen. Da jedoch die Stärke und die Freiheit jedes Menschen die Hauptwerkzeuge seiner

Erhaltung sind, wie kann er sie hergeben, ohne sich Schaden zu tun?

Während sich jeder allen übergibt, übergibt er sich niemandem, und da man über jeden Gesellschaftsgenossen das nämliche Recht erwirbt, das man ihm über sich gewährt, so gewinnt man für alles, was man verliert, Ersatz und mehr Kraft, das zu bewahren, was man hat.

Rousseaus gesellschaftlicher Vertrag, der sowohl durch alle als zum besten aller zustande kommt, läßt sich zusammenfassen in die Formel: „Jeder von uns stellt gemeinschaftlich seine Person und seine ganze Kraft unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens, und wir nehmen jedes Mitglied als untrennbaren Teil des Ganzen auf.“

Der Grundgedanke des Contrat social ist der: Jede Macht, die Regierung wird, muß, um berechtigt zu sein, als der Ausdruck des Volkswillens und als das Resultat einer willkürlichen oder schweigenden Übereinkunft dastehen.

Unter dem „Willen des Volkes“ wird nicht der „Wille aller zu einer gewissen Zeit lebenden Individuen“ (volonté de tous) verstanden, sondern der Wille, der das Leben des Volkes durch die wechselnden Generationen aufrecht erhält. Das Volk kann seine Macht nicht definitiv veräußern, denn keine Generation kann das ganze Volk binden, dessen Leben nimmer abgeschlossen ist. Was Rousseau unter der Volonté générale, dem Allgemeinwillen verstanden wissen will, ist nicht ganz klar.

Entnommen scheint der Ausdruck dem Montesquieu, den Rousseau jedoch an einer andern Stelle seiner Schrift bekämpft.

In seinem Buch „Geist der Gesetze" (L'Esprit des lois), das 1748 erschien, bezeichnet nämlich Montesquieu die Legislative (gesetzgebender Körper) als Volonté générale de l'Etat, die Exekutive (ausführende Gewalt) aber als L'éxécution de cette volonté générale.

Der Kern des „Esprit des lois" liegt in der Lehre von der Monarchie, deren Ausartung in dem Bilde der französischen Despotie, deren Ideal in der Charakteristik des englischen Konstitutionalismus dargestellt wird.

Dem ganzen Gedankengange und Aufbau nach kann mit obigem Ausdruck von Montesquieu nur die Übereinstimmung des englischen Parlaments mit der Krone gemeint sein. So hat die Bezeichnung bei ihm einen guten historischen Sinn, während sie bei Rousseau in der Luft schwebt.

Zwar sucht er dem Leser an mehr als einer Stelle begreiflich zu machen, was er unter diesem idealen Allgemeinwillen begreift: „Der Staatsbürger gibt zu allen Gesetzen seine Einwilligung, sogar zu denen, welche wider seinen Willen gefaßt werden, ja, er nimmt auch die an, welche ihn strafen, falls er es wagen sollte, eines derselben zu übertreten. Der beständig in Kraft bleibende Wille aller Staatsglieder ist der allgemeine Wille; durch ihn sind sie erst Staatsbürger und frei. Bei einem Gesetzesvorschlage in der Volksversammlung handelt es sich eigentlich nicht um die Annahme oder Verwerfung desselben, sondern, ob er mit dem allgemeinen Willen, welcher der der abstimmenden Bürger ist, in Einklang stehe. Jeder spricht durch seine Stimmabgabe seine Ansicht darüber aus, und aus der Berechnung der Stimmen geht die Darlegung des allgemeinen Willens hervor."

Die Beispiele der Geschichte haben genugsam gelehrt, daß Rousseau in dieser Auffassung von der Bildung eines vernünftigen und gerechten Allgemeinwillens in einem krassen Irrtum befangen gewesen ist. Er rechnet gar nicht mit den Imponderabilien, vor allem nicht mit der Beeinflussung, welcher die Stimmenabgabe unterworfen sein kann, obgleich die Beispiele hierfür aus der Geschichte der griechischen Republiken sozusagen mit Händen zu greifen waren (Verbannung des Aristides — Pöbelherrschaft durch den Gerber Kleon).

Bedenken über die Möglichkeit der Realisierung seines Staatsideals sind Rousseau freilich selbst gekommen, denn er fügt seiner Erklärung hinzu: „Hier liegt allerdings die Voraussetzung, daß die Stimmenmehrheit noch alle charakteristischen Kennzeichen des allgemeinen Willens an sich trägt. Sind dieselben es indessen nicht länger, so gibt es keine Freiheit mehr, welcher Partei man sich auch anschließen möge.“ Diese Einschränkung übersahen St. Just und Robespierre, als sie den „Contrat social“ zum Katechismus machen wollten.

Die Geschichte der französischen Revolution sollte in dem Prozeß, der gegen den schwachen, aber nichts weniger als verbrecherischen König Ludwig XVI. geführt wurde, ein erschreckendes Beispiel liefern von der Einschüchterung und dem Terror, welcher bei Stimmabgabe der Volksvertreter sein Wesen treiben kann.

Am 14. Januar 1793, dem Tage der Verurteilung des Königs, beantragten 361 Stimmen den Tod, 46 Tod mit Aufschub, 26 den Tod unter der Bedingung, daß noch über den Aufschub beraten werde, 286 nur Gefangenschaft, 2 Galeerenstrafe.

Wo war da der erleuchtete, ideale, über den Parteileidenschaften stehende Gesamtwille der Nation geblieben?!

Es scheint, Schiller, der vielfach in seinen Jugendwerken den begeisterten Anhänger Rousseaus markiert, habe doch schon im „Fiesko“ den Gedanken von der Volkssouveränität, mit welchem im „Demetrius“ für immer gebrochen wird, ad absurdum führen wollen, in jener Fabel, die Fiesko den Genueser Bürgern im 2. Akt erzählt und die an den bezeichnenden Wendepunkten immer den ironischen Schlußsatz führt: Mehrheit setzte durch.

In derselben Weise, wie sich das Volk den Gesellschaftsvertrag gibt, gibt es sich, meint Rousseau, auch seine Gesetze; das Gesetz jedoch muß vernünftig sein. Besteht es nicht vor der Vernunft, so ist es widersinnig, ungerecht. Recht ist nichts als gesetzmäßige Macht, ebenso wie Freiheit nichts anderes ist als Gehorsam gegen das selbstgegebene Gesetz. Aber nur derjenige kann befreit werden, der die Freiheit wirklich vertragen kann.“ Macht die Körper nicht eher frei als die Seelen. Mit Reformen ist vorsichtig umzugehen, und Rousseau erinnert daran, daß ein Land immer schwach ist, wenn es in einem Verfassungswechsel begriffen sei.

Hinsichtlich des russischen Volkes findet sich im „Contrat social“ ein Ausspruch, der gerade in unseren Tagen, angesichts der entsetzlichen Wirren, die in dem großen Slawenstaat eingetreten sind, zu denken gibt, er lautet: „Die Russen werden nie wahrhaft gesittet werden, weil sie es zu früh werden sollten. Peter besaß den Geist der Nachahmung, aber nicht das wahre, schöpferische Genie, das alles aus dem Nichts ins

Leben ruft. Einige seiner Schöpfungen waren gut, die meisten dagegen am unrechten Platze. Er sah die Roheit seines Volkes, sah jedoch nicht, daß es für höhere Gesittung noch nicht reif war; er wollte es zivilisieren, als es erst der Zucht bedurfte."

Als Rousseau aufgefordert wurde, Verfassungsentwürfe für Polen und Korsika abzufassen, erklärte er einem korsikanischen Korrespondenten, daß er vielleicht, wenn er längere Zeit im Lande gelebt hätte, fähig wäre, sein Geschichtsschreiber zu werden, wies aber die Aufforderung ab, seine Verfassung aufzusetzen, denn Nationalität, Sitten und Gebräuche seien von größerer Bedeutung als gebietende und verbietende Gesetze.

Das Nationalitätsgefühl ist für Rousseau die Quelle der größten Tugenden. Im Nationalitätsgefühl regt sich jener Gesamtwille, der das Leben des Volkes durch die Zeiten hindurch trägt.

In blinder, fanatischer Bewunderung für die „Demokratie", obgleich sie seinem Ideal am nächsten kommt, ergeht er sich keineswegs, gibt vielmehr zu, was die Geschichte auch immer von neuem bestätigt hat: „Daß keine Regierung in so hohem Grade Bürgerkriegen und inneren Erschütterungen ausgesetzt ist als die demokratische oder Volksregierung, weil keine andere so heftig und so unaufhörlich nach Veränderung der Form strebt und keine mehr Wachsamkeit und Mut zur Aufrechterhaltung ihrer bestehenden Form verlangt."

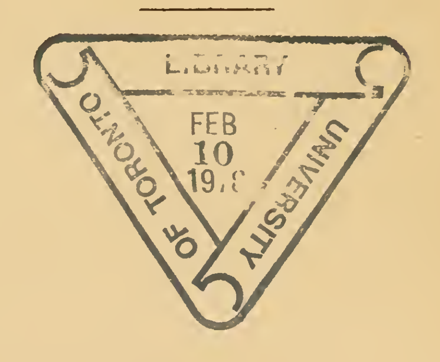
Über seinen „Gesellschaftsvertrag" hinaus hat Rousseau der Welt keine originalen Gedanken mehr gegeben. Das Jahr 1778 endet sein bewegtes, an äußeren und seelischen Stürmen reiches Leben.

Verkennung, Haß, Verfolgung hat er in vollem Maße erduldet.

Er ist kein Held gewesen, weil er nicht immer praktisch für seine Ideen eintrat; zu diesen selbst aber hat er sich stets treu bekannt, hat immer mit offenem Visier gestritten, während ein Voltaire oft genug aus dem Hinterhalt und gedeckt durch die Maske der Anonymität seine Pfeile versandte.

Als ein ehrlicher Kämpfer, der unbeschadet aller Verirrungen oder vielleicht gerade angetrieben durch sie, das Licht und die Höhe gesucht hat, lebt Jean Jacques Rousseau in unserem Andenken fort.

Inhaltsverzeichnis.



Soeben ist in 5. Auflage erschienen:

Bilderstürmer in der Berliner Frauenbewegung

von **Dr. Ella Mensch.**

Preis brosch. 1 M., geb. 2 M.

Von den glänzenden Besprechungen, die Dr. Ella Mensch's Buch in zahlreichen Tageszeitungen und Zeitschriften erfahren hat, seien folgende zwei herausgegriffen:

„Dr. Ella Mensch ist klar und logisch; mit scharfer Feder und energischen Worten zieht sie zu Felde gegen alles, was verworren und trübe ist; gegen die von erotischer Influenza befallenen Dichterinnen fallen ihre Hiebe hageldicht. Ihre Empörung und Verachtung für diese Erotikerinnen kennt keine Grenze. Sie nimmt eine reinliche Scheidung vor zwischen kranker und gesunder Frauenbewegung, zwischen jener, die zerstört (nämlich die althergebrachten Moralbegriffe) und jener, die aufbauen will (für Lernen und Lehren von Berufsarten arbeitet). Mit „Bilderstürmer“ bezeichnet Dr. Ella Mensch treffend und geistreich jene, die in phrasenhafter Art ihre verloren gegangene Moral zu neuer Ethik stempeln, Frauen, denen die Hemmungsvorstellungen, das heisst der Widerstand des Verstandes gegen die Instinkte abhanden gekommen sind, und die durch hässliche und demoralisierende Schriften, die die Prostitution in Schutz nehmen wollen, zum Ausdruck kommen. Dr. Ella Mensch schildert brillant und concis die Grossstadt-Typen, die Friedensfanatikerin, die Vereinswühlerin, die Modestudentin und Vortragsdilettantin. Manch eine wird bei der Lektüre, je nach Temperament, zornig oder zerknirscht, das tat twam asi (das bist du selbst) des Buddhisten ausrufen . . . Das Buch gibt ein klares Bild des Vorhandenen wie des Erstrebenswerten und die Frauenbewegung ist zu dieser kräftigen und zielbewussten Mitkämpferin für Frauenrecht zu beglückwünschen.

Rose Austerlitz in „Maja“.

„Mit treffenden Strichen zeichnet uns die bekannte Verfasserin jene Typen der Berliner Frauenbewegung, die mit Recht als die Bilderstürmer der Bewegung angesehen werden können. Die Erkennungszeichen dieser unklaren Schwarmgeister: Mangel jeglicher Hemmungsvorstellung, Schwinden des moralischen Sinnes und des Selbsterhaltungstriebes usw. finden eine überzeugende Darlegung auch in ihren Schlüssen auf die Bewegung, die derartige Typen hervorbringt. Die Abhandlungen über „kranke“ und „gesunde“ Frauenbewegung, die alte Jungfer und ihre Neubelebung, über das Auftauchen der erotischen Belletristik und ihre Aufnahme bei der Presse usw. sind ebenfalls mit grosser Sachkenntnis und origineller Auffassung geschrieben. Das Buch sollte von jeder „Führerin“ der Frauenbewegung gelesen werden.“ **Krefelder Zeitung.**

Ferner ist von Dr. Ella Mensch erschienen:

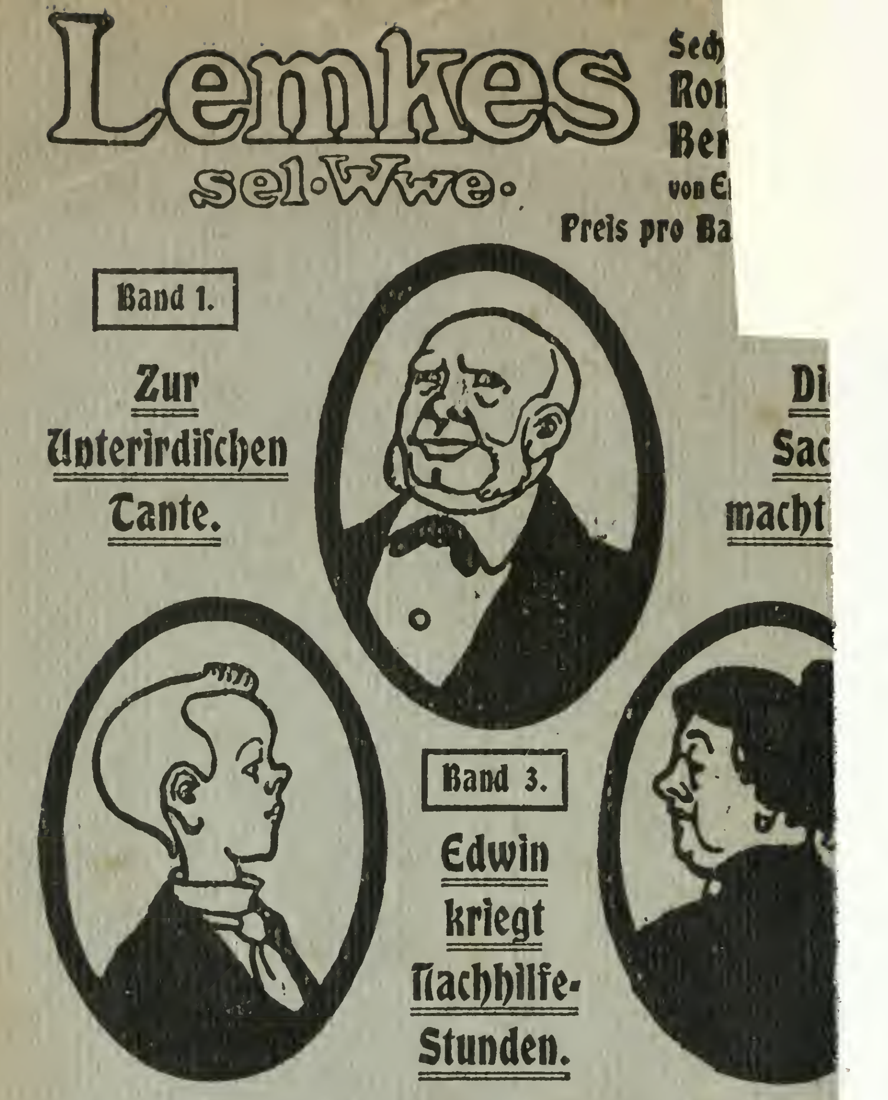
Der Geopferte. *Liebesroman eines modernen Mannes. Preis broschiert M. 2,—, geb. M. 3,—.*

Auf Vorposten. *Roman aus meiner Züricher Studentenzeit. Preis broschiert M. 2,—, geb. M. 3,—.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Wo Bezug auf Schwierigkeiten stößt, wende man sich an den Verlag von **Hermann Seemann Nachfolger, Berlin NW. 87,** *Wullenweberstr. 8.*

Fräulein Dr. Ella Mensch, als Führerin auf dem Gebiete der Frauenbewegung ebenso bekannt, wie als Romanschriftstellerin, redigiert außerdem die moderne, reich illustrierte Zeitschrift „Frauen-Rundschau“ (Verlag Schweizer & Co. G. m. b. H., Berlin NW. 87). Alle diejenigen, die sich für Dr. Ella Mensch's Schaffen und Wirken interessieren, wollen gratis in jeder Buchhandlung verlangen Probenummern der Frauen-Rundschau, wo nicht erhältlich, erfolgt gegen Einsendung der genauen Adresse sofortige Gratiszusendung durch die Geschäftsstelle der Frauen-Rundschau, Berlin NW. 87, Ecke von Repkowplatz 5.


Grossstadt Documente



Den Abschluß von Erdmann Graesers großangelegtem Ro werk über das heutige Berlin bilden drei weitere Bä

(4) **Das falsche Gebiß im Strandkorb** (4)
(5) **Der blaue Amtsrichter** (5)
(6) **Berlin WW** (6)

Jeder Band ist ein stattlicher, in sich abgeschlossener, gestaltenreicher b scher Roman. Wer das moderne Berlin mit seiner Eigenart, seinem un lichen Volkswitz, seinem sprühenden Leben in allen Schattierungen lernen, insbesondere aber wer herzlich lachen will, lese „Lemkes se

„Lemkes sel. Wwe." ist in jeder Buchhandlung vorrätig. Wo nicht zu bekommen, man sich an den Verlag von Hermann Seemann Nachf., Berlin NW. 87, Wullenweb

